

Rafaela Schmid

Vaterdezentrierungen

Psychoanalytische Entgegnungen zum Fachdiskurs
über ›Besatzungskinder‹

228 Seiten · broschiert · € 34,90
ISBN978-3-95832-295-0

© Velbrück Wissenschaft 2022

I Einführung

Im Rahmen der Forschung zu den sogenannten ›Kriegskindern‹¹ seit der Jahrtausendwende wird die kriegsbedingte Abwesenheit des biologischen Vaters als (belastende) Folge des Zweiten Weltkrieges deklariert. Dabei wird der Begriff ›Kriegskinder‹ in Deutschland hauptsächlich für diejenigen Personen verwendet, die zwischen 1930 und 1945 geboren wurden und den Zweiten Weltkrieg demnach als Kinder und/oder Jugendliche miterlebten (vgl. Schulz/Radebold/Reulecke 2005a: 8ff.; Jureit 2006: 49ff.; Wierling 2009: 144; Stambolis 2012: 13; Reulecke 2013: 82; Radebold/Fooker/Heuft 2014; Seegers 2013a: 14).²

- 1 Ich verwende in der vorliegenden Studie einfache Anführungszeichen, um mich von den entsprechenden Begriffen zu distanzieren. Den Begriff ›Kriegskinder‹ markiere ich derart, da ich darauf aufmerksam machen möchte, dass durch seinen Gebrauch erwachsene Menschen als Kinder bezeichnet werden.
- 2 Während sich in den entsprechenden Publikationen im Grunde keine einheitliche Definition des Begriffes finden lässt, ermöglicht zumindest die Einleitung des Sammelbandes *Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten* (2008) eine differenziertere begriffliche Annäherung. So

Ungefähr zeitgleich lässt sich eine Ausweitung des (populär-)wissenschaftlichen Diskursraumes auch auf andere ›Gruppierungen‹ von Kindern sowie deren Kindheiten beobachten, die im Zuge des Zweiten Weltkrieges bzw. der Nachkriegszeit gezeugt wurden. Hier rück(t)en im deutschsprachigen Raum u.a. die sogenannten ›Besatzungskinder‹³ in den Fokus, die ebenso wie die ›Kriegskinder‹ in der Forschung häufig als »vaterlose Generation« (Stelzl-Marx 2009: 369) und als »besondere[] vaterlose[] Gruppe« begriffen werden (Kleinau/Mochmann 2015: 38). Bezeichnet werden mit dem Begriff ›Besatzungskinder‹ diejenigen Kinder, die während der Besetzung eines Landes oder Gebietes aus sexuellen Kontakten zwischen einheimischen Frauen und Angehörigen der jeweiligen Besatzungstruppen hervorgingen.

Zunächst tauchte der Begriff in zeitgenössischen Artikeln, Monografien und Zeitungsartikeln im Kontext der Ruhr- und Rheinlandbesetzung nach dem Ersten Weltkrieg auf (vgl. Bertram 1930: 211; 15000 Kinder suchen Väter 1930; Knoch 1931: 34; Probst 1933: 69ff.). Weil während dieser Besetzung und gleichsam nach dem Zweiten Weltkrieg Kinder aus sexuellen Verbindungen zwischen einheimischen Frauen und Schwarzen⁴ Besatzungsangehörigen hervorgingen, wird im aktuelleren Fachdiskurs über ›Besatzungskinder‹ das Thema ›Hautfarbe‹ – bzw. vermeintliche ›rassische‹ Zugehörigkeiten und Zuschreibungen – diskutiert. Dass in den zeitgenössischen Beiträgen zu ›Besatzungskindern‹ nach dem Ersten Weltkrieg der biologische Vater nicht bezüglich seiner Hautfarbe spezifiziert wurde, lässt

unterscheiden die Herausgeber_innen zwei ›Kriegskindergenerationen‹: Zum einen diejenigen Personen, die zwischen 1905 und 1920 geboren wurden und somit den Ersten Weltkrieg und dessen Auswirkungen miterlebten, zum anderen diejenigen, die zwischen 1927 und 1947 geboren wurden, also den Zweiten Weltkrieg und dessen Auswirkungen miterlebten (vgl. Radebold/Bohleber/Zinnecker 2008: 8; Wilhelm 2018: 55).

- 3 Ich distanzieren mich von dem Begriff, da er eine vorurteilsbehaftete Fremdbezeichnung darstellt. Der Terminus ›Besatzungskinder‹ wird zwar von einzelnen Betroffenen als Selbstbezeichnung verwendet und positiv umgedeutet (vgl. Kleinau/Schmid 2016b), es gibt jedoch auch Betroffene – hier vor allem Teile der Schwarzen deutschen Community –, die den Begriff im Gegensatz dazu nur in distanzierenden Anführungszeichen verwenden (vgl. Kraft 2015). Wie ich im Verlauf der vorliegenden Studie zeige, konstruieren Bezeichnungen wie ›Besatzungskinder‹ oder auch ›Soldatenkinder‹ das Kind zudem stets in Verbindung zum biologischen Vater bzw. zu dessen Status. So bleiben die biologischen Mütter unsichtbar (vgl. Kapitel II 4.2).
- 4 An dieser Stelle muss darauf verwiesen werden, dass ›Schwarz‹ als politische Selbstbezeichnung fungiert und deshalb in der vorliegenden Arbeit stets großgeschrieben wird, wohingegen ›weiß‹ nicht der politischen Selbstbezeichnung dient und meist unsichtbar bleibt. Es wird daher von mir an geeigneter Stelle genannt und kursiv gesetzt, um auf den Konstruktionscharakter aufmerksam zu machen (vgl. Schmid/Kleinau 2018: 94).

sich dahingehend interpretieren, dass mit dem Begriff ›Besatzungskinder‹ zu dieser Zeit sowohl Kinder von *weißen* als auch Schwarzen Angehörigen der Besatzungstruppen gemeint waren. In den vorwiegend kurzen Zeitungsartikeln geht es vor allem um die finanzielle Versorgung der unehelich geborenen Kinder, was vermutlich darauf zurückzuführen ist, dass es keine klare Regelung zu Unterhaltsansprüchen gegenüber den Besatzungstruppen gab. Unterhaltszahlungen erfolgten oft nur auf freiwilliger Basis der biologischen Väter (Steegmans 1999: 223). In der aktuelleren Fachliteratur seit den 1980er Jahren werden in Bezug auf die Besetzung Deutschlands nach dem Ersten Weltkrieg vorwiegend diejenigen Kinder besprochen, die aus sexuellen Kontakten zwischen *weißen* deutschen Frauen und Schwarzen Soldaten aus französischen Kolonien hervorgingen und als sogenannte ›Rheinlandbastarde‹ diffamiert und im Zuge des Nationalsozialismus auf Grundlage ›rassentheoretischen‹ Denkens zum Teil zwangssterilisiert wurden (vgl. Pommerin 1979; Grosse 2000: 235f.; El-Tayeb 2001: 167ff.; Maß 2006: 282ff.). Über die *weißen* deutschen ›Besatzungskinder‹ aus dieser Zeit ist weitaus weniger bekannt. Lediglich unehelich geborene unter ihnen konnten teils erfasst werden und tauchen neben den Schwarzen deutschen ›Besatzungskindern‹ in einer Statistik auf (vgl. ebd.: 223f.; Steegmans 2005: 34f.). Sowohl der Diskurs der Zwischenkriegszeit als auch das wissenschaftliche Interesse erschöpfen sich bis heute nahezu ausschließlich in der Frage der finanziellen Versorgung der *weißen* deutschen ›Besatzungskinder‹.

Im aktuellen Diskurs wird die Bezeichnung jedoch vorwiegend für diejenigen Kinder verwendet, die in Deutschland und Österreich zwischen 1945 und 1955⁵ aus sexuellen Kontakten zwischen einheimischen Frauen und Besatzungsangehörigen hervorgingen.⁶ Die Kinder wuchsen zum Großteil mit ihren biologischen Müttern oder deren Verwandten auf,

- 5 Die Jahreszahlen beziehen sich auf die offizielle Besatzungszeit Deutschlands und Österreichs, wobei die ersten ›Besatzungskinder‹ gegen Ende des Jahres 1945 geboren wurden (vgl. Kleinau 2015a: 66). Die Besetzung endete jeweils 1955 mit der Unterzeichnung des Deutschlandvertrages bzw. des österreichischen Staatsvertrages und der dadurch erlangten staatlichen Souveränität.
- 6 Demgegenüber hat sich der Begriff ›Wehrmachtskinder‹ für die Kinder etabliert, die während des Zweiten Weltkrieges in den durch deutsche Truppen besetzten Gebieten Europas geboren wurden und eine Einheimische als biologische Mutter und einen Angehörigen der Besatzungstruppen – meistens der Wehrmacht – als biologischen Vater hatten (vgl. Drolshagen 2005: 14; Mochmann/Larsen 2005: 34; Meckel/Mochmann/Miertsch 2016). Da davon ausgegangen wird, dass während und nach jeder kriegerischen Auseinandersetzung Kinder zwischen einheimischen Frauen und Angehörigen der Besatzungstruppen, aber auch von Friedenstruppen, Paramilitärs, Rebellen usw. gezeugt wurden, hat sich seit 2006 übergreifend für all diese Kinder der Begriff ›Children Born of War‹ – kurz CBOW – durchgesetzt (vgl.

jedoch meistens ohne den biologischen Vater (vgl. für Deutschland: Statistisches Bundesamt/Wiesbaden 1956: 10). Das Fehlen des biologischen Vaters ist nicht nur darauf zurückzuführen, dass die Besatzungsangehörigen nach ihrem Einsatz oder aufgrund des Bekanntwerdens der Schwangerschaft einer Einheimischen zurück in ihre Herkunftsländer mussten, sondern auch darauf, dass nicht alle biologischen Väter von ihren Kindern wussten oder Interesse an diesen zeigten. Innerhalb der Fachliteratur wird das Aufwachsen der ›Besatzungskinder‹ vornehmlich als ein ›vaterloses‹ aufgefasst und in diesem Zuge problematisiert. Die österreichische Historikerin Christa Hämmerle verweist jedoch darauf, dass auf

»die Abwesenheit des biologischen Vaters«, welche »im 19. und 20. Jahrhundert ein durchaus häufig und verbreitet vorkommendes historisches Phänomen war, [...] mit flexiblen Arrangements im Zusammenleben von Frauen, Männern und Kindern reagiert wurde. Das konnte durchaus verschiedene Formen sozialer Vaterschaft oder Ersatzvaterschaft inkludieren« (Hämmerle 2010: 124).

Es liegt folglich nahe anzunehmen, dass ›Besatzungskinder‹ vermutlich auch mit einem Stief- oder Adoptivvater aufwuchsen oder mit anderen (männlichen) Bezugspersonen zusammenlebten. Diese Dissonanz zwischen der Quellenlage und dem fachwissenschaftlichen Diskurs wird im Folgenden zum Anlass genommen, das Konstrukt ›Vaterlosigkeit‹ im Kontext von ›Besatzungskindern‹ zu problematisieren und die hier implizite Vaterzentrierung kritisch zu hinterfragen. Vor dem Hintergrund einer sich in der Fachliteratur fast ausschließlich abzeichnenden genuinen Verknüpfung von Vaterschaft und biologischer Abstammung hinterfragt die vorliegende Studie die Art und Weise, in der innerhalb der Fachliteratur über ›Besatzungskinder‹ bzw. über ›Vaterlosigkeit‹ gesprochen wird. Welche Aspekte werden in Zusammenhang mit der Abwesenheit des biologischen Vaters verhandelt und welche (theoretischen) Prämissen werden der Argumentation in der Fachliteratur über ›Besatzungskinder‹ zugrunde gelegt? Dabei wird der Terminus ›Vaterlosigkeit‹ bzw. ›vaterlos‹ einer differenzierteren Betrachtung unterzogen, was insofern notwendig erscheint, weil mit ihm im Forschungsdiskurs sowohl auf eine tatsächliche Ebene verwiesen wird – nämlich auf die Abwesenheit der Person Vater – als auch auf eine symbolische – bspw. mit dem Terminus ›vaterlose Gesellschaft‹, mit dem das Fehlen ›väterlicher‹ Ordnungs- und Orientierungspunkte bezeichnet wird. Wie die vorliegende Arbeit zeigt, wird selbst auf der tatsächlichen Ebene unter dem Begriff Unterschiedliches verhandelt. Beispielsweise beinhaltet die ›Vaterlosigkeit‹ von ›Kriegskindern‹ die physische Abwesenheit des biologischen Vaters aufgrund von Tod oder Kriegsgefangenschaft sowie dessen psychische Abwesenheit nach

beispielsweise Lee/Mochmann 2015; Kleinau/Mochmann 2016a; Mochmann 2017).

seiner Rückkehr (vgl. Radebold 2010: 187ff.).⁷ Bei den ›Besatzungskindern‹ handelt es sich jedoch um eine ›Vaterlosigkeit‹ aufgrund der physischen Abwesenheit des möglicherweise noch lebenden biologischen Vaters. In diesem Sinne ist zum einen meine Verwendung der einfachen Anführungszeichen bei den Begriffen ›vaterlos‹ und ›Vaterlosigkeit‹ nachvollziehbar, zum anderen die konsequente Verwendung des Adjektivs ›biologisch‹, wenn ich mich auf die biologischen Eltern beziehe oder die Fachliteratur dies tut. Denn wie im Folgenden zu zeigen ist, werden ›Mutterschaft‹ und ›Vaterschaft‹ innerhalb der Fachliteratur oftmals unkritisch mit biologischer Abstammung verbunden, was sich insbesondere daran ablesen lässt, dass biologische Elternschaft im Gegensatz zu sozialer unmarkiert bleibt.

Während in der Forschung zu ›Kriegskindern‹ und ›Besatzungskindern‹ demnach ›Vaterlosigkeit‹ bezüglich ihrer jeweils entsprechenden ›Qualität‹ durchaus unterschiedlich verhandelt wird, lässt sich doch erkennen, dass Fragen rund um den biologischen Vater einen *zentralen* Stellenwert einnehmen. Disziplinübergreifend wird dessen (dauerhafte oder zweitweise) Abwesenheit häufig in Zusammenhang mit der psychischen Entwicklung und ›Gesundheit‹ der Kinder problematisiert. Mag dies auf den ersten Blick für den ›Kriegskinderdiskurs‹ wenig verwundern, weil dieser von Psycholog_innen und Psychotherapeut_innen⁸ dominiert wird, deren Ergebnisse auf psychologischen Langzeitstudien (vgl. Lieberz/Franz/Schepank 2011) oder der eigenen psychotherapeutischen Praxis fußen (vgl. Radebold 2010), muss dies für den mehrheitlich von Historiker_innen geführten bzw. dominierten Fachdiskurs über ›Besatzungskinder‹ augenscheinlich hinterfragt werden. So zeichnet sich ab, dass Aussagen zur psychischen Verfasstheit in der Fachliteratur über ›Besatzungskinder‹ getätigt werden – teilweise von

7 Ann-Kristin Kolwes kritisiert, dass sich bisher mit der ›Vaterlosigkeit‹ von ›Kriegskindern‹ aufgrund von Kriegsgefangenschaft nicht dezidiert auf der Grundlage zeitgenössischer Quellen auseinandergesetzt worden sei, sondern (populär-)wissenschaftliche Publikationen bei ihrer »Darstellung« der Problematik auf »retrospektive[] Auseinandersetzungen der ›Kriegskinder‹ mit dem abwesenden Vater und seiner Bedeutung für den eigenen Lebensweg« zurückgriffen, so dass sich mitunter ein »moderneres Verständnis der Beziehung zwischen einem Vater und seinen Kindern« eingeschlichen haben könnte (Kolwes 2021: 15).

8 In der vorliegenden Studie verwende ich unterschiedliche Schreibweisen, um je nach Kontext das in der Fachliteratur jeweils gemeinte Geschlecht bzw. die jeweils gemeinten Geschlechter zu bezeichnen. Demnach wird nur ein Geschlecht genannt, wenn auch nur dieses gemeint ist. Folgt die Fachliteratur der »vorherrschende[n] ausschließende[n] Norm der Zweigeschlechtlichkeit« (Riettiens 2021: 10), greife ich auf das Binnen-I zurück. Um an den Stellen, in denen mir nicht bekannt ist, wie sich die jeweiligen Personen geschlechtlich positionieren, das Konstrukt der Zweigeschlechtlichkeit nicht zu reproduzieren, verwende ich den Unterstrich (vgl. ebd.).

›fachfremden‹ Personen –, zu deren Stütze (meist) einzelne Aussagen Betroffener⁹ dienen; theoretische Fundierungen fehlen dabei nahezu gänzlich (vgl. bspw. Lee 2009, 2017; Satjukow/Gries 2015; Stelzl-Marx 2015).

Die vorliegende Studie baut daher grundlegend auf einer kritischen Analyse des Fachdiskurses über ›Besatzungskinder‹ auf, in dem sich auffällige Parallelen im Umgang mit der Thematik ›Vaterlosigkeit‹ und den Aussagen von Betroffenen abzeichnen. Im ›Mainstream‹ des Fachdiskurses über ›Besatzungskinder‹ scheint ein einseitiges Bild über deren ›Vaterlosigkeit‹ zu dominieren, dass diese problematisiert und mit psychischer Verwehrtheit verbindet. Eine Seltenheit im Fachdiskurs über ›Besatzungskinder‹ stellen demgegenüber Forschungen dar, die Hinweise darauf liefern, dass das Aufwachsen ohne den biologischen Vater von Betroffenen ganz unterschiedlich (vgl. Kleinau/Schmid 2019: 245f.) und von einzelnen Betroffenen sogar positiv bewertet wird (Kleinau/Schmid 2016a: 202).

Daran anknüpfend, dass manche Betroffene selbst ihre ›Vaterlosigkeit‹ als unproblematisch bewerten, geht die vorliegende Studie davon aus, dass nicht ausschließlich die Erzählungen der Betroffenen zu einer Konzentration auf psychische Problematiken in Zusammenhang mit der ›Vaterlosigkeit‹ beitragen können bzw. beigetragen haben. Vielmehr vertrete ich die These, dass ein alltagspsychologisches Verständnis der Bedeutung des biologischen Vaters für die psychische Entwicklung sowohl bei Betroffenen als auch bei Forschenden vorherrschend ist, welches den (Fach-)Diskurs über ›Besatzungskinder‹ prägt. Die ›Vaterlosigkeit‹ wird psychologisiert, womit gemeint ist, dass ›Vaterlosigkeit‹ über eine verkürzte »Rezeption psychologischer Erkenntnisse« gedeutet und erklärt wird (Willmann 2012: 104). Die der Studie eingeschriebene Frage betrifft folglich das *Wie*: *Wie* wird in der Fachliteratur über ›Vaterlosigkeit‹ gesprochen und anhand welcher (theoretischer) Bezüge wird die ›Vaterlosigkeit‹ als problematisch für die (psychische) Entwicklung der ›Besatzungskinder‹ ausgelegt?

Damit nimmt die vorliegende Studie einen Perspektivwechsel in der Forschung zu ›Vaterlosigkeit‹ vor, mit dem sie über bisherige Forschung hinausgeht, denn sie richtet ihren Blick nicht auf die Betroffenen selbst, sondern vielmehr auf den (dominanten) Fachdiskurs. Folglich findet keine Beschäftigung mit dem (subjektiven) Erleben von ›Vaterlosigkeit‹ auf Grundlage von Erzählungen Betroffener statt, sondern eine Auseinandersetzung mit dem (wissenschaftlichen) ›Vaterlosigkeitsdiskurs‹¹⁰ über ›Besatzungskinder‹.

⁹ Mit dem Terminus ›Betroffene‹ beziehe ich mich auf ehemalige ›Besatzungskinder‹ – selten auch auf ehemalige ›Kriegskinder‹ –, da ich erwachsene Personen in der vorliegenden Studie nicht ständig über die Bezeichnung als ›Kind‹ infantilisieren möchte. Ich greife demnach kontextabhängig auf die Begriffe ›Betroffene‹ oder (ehemalige) ›Besatzungskinder‹ zurück.

¹⁰ Der Begriff ›Diskurs‹ in ›Vaterlosigkeitsdiskurs‹ ist dabei angelehnt an ein Verständnis des Begriffs als »Praxis der Sinnproduktion« (Angermüller 2014: 19/Herv.i.Org.), d.h. an Fragen, welches Sprechen über ›Vaterlosigkeit‹ in

Im Anschluss an die Frage, *wie* in der Fachliteratur über ›Besatzungskinder‹ ›Vaterlosigkeit‹ verhandelt wird, arbeitet die Studie heraus, welche alltagspsychologischen Annahmen in der Fachliteratur aufscheinen sowie auf welche psychoanalytischen Theoreme implizit Bezug genommen wird. Meine These lautet in diesem Kontext, dass über das Phänomen der Psychologisierung psychologische und psychoanalytische Ideen und Konzepte in verkürzter Form Einzug in den Fachdiskurs erhalten haben. Vermeintliche Ähnlichkeiten zwischen der Bedeutung des biologischen Vaters in der Fachliteratur über ›Besatzungskinder‹ und der des Vaters in der freudschen Theorie können mittels eines fundierten Verständnisses Letzterer sichtbar (gemacht) werden. Dabei soll die hier vorgenommene dezidierte Auseinandersetzung mit entsprechenden freudschen Theorien ein bloßes Verweisen auf die psychoanalytischen Konzepte, die dem ›Vaterlosigkeitsdiskurs‹ über ›Besatzungskinder‹ zugrunde liegen, übersteigen. Sie dient vielmehr als kritisches Instrument, der Vaterzentrierung innerhalb des Diskurses und somit einer bisher einseitigen und patriarchalen Sicht auf das Verhältnis von ›Besatzungskindern‹, ihren abwesenden biologischen Vätern und (anwesenden) biologischen Müttern zu begegnen.

Zielsetzung der vorliegenden Arbeit ist demnach, in Anlehnung an Freud eine Dezentrierung (der Bedeutung) des biologischen Vaters bzw. der biologischen Eltern im Kontext von ›Besatzungskindern‹ vorzunehmen sowie die über den ›Vaterlosigkeitsdiskurs‹ stattfindende einseitige Geschichtsschreibung über ›Besatzungskinder‹ zu hinterfragen. Dadurch wird auch der (Diskurs-)Raum für eine differenzierte(re) Diskussion des ›Vaterlosigkeitsdiskurses‹ sowie von Kindheiten und Lebensverläufen geöffnet, die nicht von der Abwesenheit des biologischen Vaters bestimmt sind. Die vorliegende Studie versteht sich demnach als Weiterführung aktueller Forschung, die bereits fundierte Hinweise darauf liefert, dass Betroffene trotz der Abwesenheit des biologischen Vaters und biologischer Eltern nicht zeitlebens unter der im ›Vaterlosigkeitsdiskurs‹ über ›Besatzungskinder‹ postulierten ›Identitätskrise‹ litten bzw. leiden und deren Biografien damit nicht in der vaterzentrierten dominanten Erzählung aufgehen (vgl. Kleinau 2015; Kleinau/Schmid 2016a; Schmid/Kleinau 2018; Kleinau/Schmid 2019: 245f.).

1. ›Besatzungskinder‹: historischer Rahmen

Die Umstände, unter denen ›Besatzungskinder‹, die in der Nachkriegszeit des Zweiten Weltkrieges in Deutschland und Österreich geboren wurden, gezeugt worden sind, sind heterogen und reichen von längeren und

der Fachliteratur (re-)produziert wird und sich zu einem dominanten Sinn, einer dominanten Erzählung verfestigt.

kürzeren Liebesbeziehungen, einmaligen oder mehrmaligen rein sexuellen Verbindungen, über Sex, der als Tauschmittel gegen Sachgüter eingesetzt wurde – sogenannte Überlebensprostitution –, bis hin zu Vergewaltigungen und Massenvergewaltigungen. Zu sexualisierten Gewaltakten kam es vor allem in den letzten Kriegswochen und den ersten Wochen der Nachkriegszeit (vgl. Lilly 2007: 117; Stelzl-Marx 2012: 466; Satjukow/Gries 2015: 29).¹¹ Diese wurden von Angehörigen der US-amerikanischen, der sowjetischen, der britischen sowie der französischen Besatzungstruppen verübt (vgl. Lilly 2007: 111; Satjukow/Gries 2015: 29ff.). Bei den sexuellen Kontakten, die zur Beschaffung von Essen, Genussgütern oder Geld eingegangen wurden, ist der Übergang von Freiwilligkeit zu Zwang nicht klar abzugrenzen (vgl. Kleinau/Schmid 2019: 239). Es entwickelten sich aber gleichsam zahlreiche kürzere und auch längere Affären und Liebesbeziehungen, was sich unter anderem auf die Umgangsregelungen der alliierten Truppen gegenüber der einheimischen Bevölkerung auswirkte. In Deutschland gab es lediglich in der US-amerikanischen und britischen Besatzungszone ein offizielles Fraternisierungsverbot, welches den Angehörigen der Besatzungstruppen in schriftlicher Form den freundschaftlichen Umgang mit der als feindlich geltenden einheimischen Bevölkerung untersagte (vgl. Satjukow/Gries 2015: 80ff.). Nachdem gleichwohl bereits gegen Ende des Krieges deutlich wurde, dass es trotz des Verbotes zu zahlreichen Annäherungen zwischen Deutschen und Besatzungsangehörigen gekommen war – nicht zuletzt, weil das von der Militärregierung propagierte Feindbild über Deutsche als »gefährliche Nazis« sich nicht in der kompletten Gesellschaft zeigte (ebd.: 81) –, wurde das Verbot stetig gelockert und im Oktober 1945 außer Kraft gesetzt (vgl. Lee 2009: 335; Satjukow 2011: 565; Satjukow/Gries 2015: 85). Auch in der französischen und sowjetischen Besatzungszone sollte keine Fraternisierung mit der einheimischen Bevölkerung stattfinden, was ebenfalls durch eine das Feindbild schürende Propaganda unterstrichen wurde. Jedoch gab es in diesen Besatzungszonen kein festgeschriebenes Regelwerk zum Umgangsverbot (vgl. Satjukow/Gries 2015: 83). Es musste hier also kein offizielles Verbot aufgehoben werden, Beziehungen zwischen Angehörigen der Truppen und deutschen Frauen seien ohnehin von den Vorgesetzten »stillschweigend« toleriert worden, u.a. weil diese sonst einen nicht beachtlichen Teil ihrer Truppen hätten sanktionieren müssen (vgl. Satjukow 2011: 565f.). Etwas anders stellte sich das Fraternisierungsverbot

11 Ich gebe bewusst die Monografie *Als die Soldaten kamen. Die Vergewaltigung deutscher Frauen am Ende des Zweiten Weltkrieges* (2015a) der Historikerin und Journalistin Miriam Gebhardt nicht als Referenz an, da es sich dabei meines Erachtens eher um ein Sachbuch und weniger um Fachliteratur handelt. Dies ist unter anderem daran festzumachen, dass die Monografie über die Deutsche Verlags-Anstalt publiziert wurde, die keine Fachliteratur herausgibt.

in Österreich dar. Für französische Truppen und die dazugehörigen marokkanischen Soldaten hätte es keinerlei Umgangsverbot mit der einheimischen Bevölkerung gegeben (vgl. Huber 2015: 358), da Österreich als »befreite« und nicht als »besiegte« Nation« angesehen worden sei (Stelzl-Marx 2009: 354). Die sowjetische Regierung wiederum habe sexuelle Beziehungen zwar nicht ausdrücklich befürwortet, jedoch toleriert. Ein offizielles Fraternisierungsverbot wurde in Österreich nur von britischer und US-amerikanischer Seite ausgerufen, welches aber ähnlich wie in Deutschland zunächst gelockert und im Herbst 1945 gänzlich aufgehoben wurde (vgl. Stelzl-Marx 2012: 496; Bauer 1998: 57).

Gemäß des Fraternisierungsverbotes waren auch Eheschließungen zwischen Einheimischen und Angehörigen der alliierten Truppen zunächst nicht erlaubt. Tatsächlich konnte die Absicht einer Eheschließung oder das Bekanntwerden von Schwangerschaften auf sowjetischer Seite in Österreich und Deutschland zur sofortigen Versetzung der Besatzungsangehörigen führen (vgl. Stelzl-Marx 2012: 497; Satjukow/Gries 2015: 115). Angehörigen der französischen Truppen war in Österreich aufgrund des fehlenden Umgangsverbots die Heirat mit einer Einheimischen erlaubt, allerdings sei die Anzahl dieser Eheschließungen äußerst gering ausgefallen (vgl. Huber 2015: 360).

Mit dem Wegfall des Fraternisierungsverbotes in den US-amerikanischen und britischen Besatzungszonen nahmen Ehegesuche sowohl in Deutschland als auch in Österreich zu. Die noch bestehenden Heiratsverbote wurden vor diesem Hintergrund in beiden Ländern im Jahre 1946 aufgehoben (vgl. Lee 2009: 340; Satjukow/Gries 2015: 110ff.; Schmiedlechner 2015: 244ff.; Bauer 2015: 196f.). Allerdings bedeutete das noch nicht, dass alle Paare auch wirklich heiraten durften. Einer der ausschlaggebenden Gründe hierfür war in der US-amerikanischen Zone die Dauer des Aufenthalts des Soldaten in Deutschland. Zudem wurden die Frauen vor einer Heirat vom Militär »begutachtet«. Ausschließlich bei »moralisch, politisch und gesundheitlich »unbedenklich[en]« Frauen sei den Ehegesuchen stattgegeben worden (Kleinschmidt 1992: 55).¹² Ähnlich sei auch in der britischen Besatzungszone in Deutschland und Österreich verfahren worden (vgl. Satjukow/Gries 2015: 111f.; Schmiedlechner 2015: 246). Angehörige des französischen sowie des sowjetischen Militärs konnten ihre Ehegesuche in Deutschland meist nicht durchsetzen (vgl. Satjukow/Gries 2015: 113ff.); auch Schwarzen Angehörigen der US-amerikanischen Truppen blieb die Eheschließung mit deutschen Frauen in den meisten

12 Eine genaue Anzahl der Eheschließungen lässt sich heute nicht mehr ermitteln. Hochrechnungen gehen von ca. 12.500 Trauungen innerhalb Deutschlands aus, die vor 1950 stattfanden, außerdem von ca. noch einmal 20.000 »deutsche[n] Frauen[, die] bis einschließlich 1949 als »Kriegs-« und Besatzungsbräute in die USA auswanderten« (Kleinschmidt 1997: 170).

Fällen verwehrt (vgl. Kleinschmidt 1992: 56, 1997: 184f.; Fehrenbach 2005: 68f.), zum Teil aus dem Grund, da »in vielen Staaten [der USA, RS] ›Mischehen‹ nicht erlaubt [waren]« (Kleinschmidt 1997: 184).

Wie viele ›Besatzungskinder‹ tatsächlich geboren wurden, lässt sich heute nicht mehr ermitteln. Für Deutschland liegt lediglich eine Erhebung des Statistischen Bundesamtes aus dem Herbst des Jahres 1956 vor, welche sich auf die westlichen Besatzungszonen – die BRD – beschränkt. Aus der sowjetischen Besatzungszone, die der ehemaligen DDR zuzuordnen ist, liegen keinerlei Daten vor. Die Zählung des Statistischen Bundesamtes ergab ca. 68.000 »uneheliche Kinder von Besatzungsangehörigen« (Statistisches Bundesamt/Wiesbaden 1956: 3), von denen knapp »4.800 uneheliche Kinder von farbigen Besatzungsangehörigen« waren (ebd.: 4). Die Nationalitäten der als biologisch angegebenen Väter waren dabei wie folgt verteilt: »55% USA, 15 % Frankreich, 13 % Großbritannien, 5 % Sowjetunion, 3 % Belgien, knapp 10 % andere und unbekannte Nationalitäten« (Schröder 2009: 179). Die tatsächliche Anzahl der in Gesamt-Deutschland geborenen ›Besatzungskinder‹ muss schon wegen der nicht erhobenen Geburten in der sowjetischen Besatzungszone wesentlich höher eingeschätzt werden. Daraus lässt sich denn auch die niedrige Zahl der sowjetischen Väter in der Erhebung erklären, da nur diejenigen Kinder erfasst werden konnten, die mit ihren biologischen Müttern in ›den Westen‹ gezogen oder aber auch geflüchtet waren. Ein weiterer Grund dafür, dass die Zählung nicht die tatsächliche Anzahl der ›Besatzungskinder‹ abbilden kann, ist außerdem darauf zurückzuführen, dass nur diejenigen ›Besatzungskinder‹ gezählt wurden, die zum Zeitpunkt der Erhebung den Status des unehelichen Kindes innehatten und somit unter amtlicher Vormundschaft standen. Dadurch fielen alle ›Besatzungskinder‹ aus der Zählung heraus, die innerhalb bestehender Ehen geboren, von Stiefvätern an Kindes statt angenommen, in Deutschland oder im Ausland adoptiert wurden, die mit ihren biologischen Müttern ins Herkunftsland der biologischen Väter gezogen waren oder die am Stichtag der Zählung nicht mehr lebten (vgl. Statistisches Bundesamt/Wiesbaden 1956: 3).

Ähnliches scheint auch auf Österreich zuzutreffen, denn auch hier wird vermutet, dass weitaus mehr ›Besatzungskinder‹ geboren wurden, als aus offiziellen Dokumenten bekannt ist. In allen österreichischen Bundesländern wurden ca. 8.000 ›Besatzungskinder‹ gezählt,¹³ die in den Jahren 1946 bis 1953 geboren wurden. Bei ungefähr der Hälfte war ein Angehöriger der sowjetischen Truppen als biologischer Vater angegeben worden (vgl. Stelzl-Marx 2012: 525f.).

13 In dieser Dokumentation seien die Kinder als »›Soldatenkinder‹« betitelt worden (Stelzl-Marx 2012: 525), ein zeitgenössischer Begriff für ›Besatzungskinder‹, der auch in Deutschland verwendet wurde. Siehe hierzu: Franckenstein, Luise (1954): *Soldatenkinder*.

Die in Deutschland und Österreich geborenen ›Besatzungskinder‹ wurden zum Großteil als uneheliche Kinder geboren, da einerseits – wie bereits erwähnt – Heiraten zwischen einheimischen Frauen und Angehörigen der Besatzungstruppen zunächst verboten war und das Verbot auch nicht in allen Besatzungszonen aufgehoben wurde. Andererseits entstammten ›Besatzungskinder‹ auch sexuellen Begegnungen, die nicht auf eine langfristige Verbindung angelegt waren. Das unehelich geborene Kind bekam in Deutschland und Österreich mit der Geburt die Staatsbürgerschaft der biologischen Mutter, in Österreich und in den westlichen Besatzungszonen Deutschlands wurde mit der Geburt zudem ein amtlicher Vormund bestellt (vgl. Schmiedlechner 2015: 249; Satjukow/Gries 2015: 118ff.; Kleinau/Schmid 2019: 240). Im Hinblick auf die westlichen Besatzungszonen ist dies mit dem Bestreben zu begründen, Abstand zu nehmen von den familienrechtlichen Reformplänen während des Nationalsozialismus (Buske 2004: 207).¹⁴ Entlehnt wurde die Rechtsstellung des unehelichen Kindes und seiner biologischen Mutter, aber auch des unehelichen biologischen Vaters, in der Nachkriegszeit daher dem Familienrecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs von 1900 (vgl. Schmidtke 2015: 128). Ledigen biologischen Müttern wurde nach wie vor nur die Personensorge für ihr Kind zugesprochen, die elterliche ›Gewalt‹ aber einem Amtsvormund übertragen. Anstatt eine »überfällige Revision des ›Unehelichenrechts‹ zu berücksichtigen« sei dadurch »[d]ie nichteheliche Mutter [...] entrechtet und kontrolliert, anstatt unterstützt und beraten [worden]« (Hering 1998: 90). Zum biologischen Vater bestand nach deutschem Recht im Falle einer unehelichen Geburt kein Verwandtschaftsverhältnis, wohl hatte dieser aber aus rechtlicher Sicht für die finanzielle Versorgung des Kindes Sorge zu tragen, sofern die Vaterschaft nachgewiesen werden konnte oder diese anerkannt wurde (vgl. Tibelius 2016a: 95f.).¹⁵ Ausgenommen von Frankreich – dazu unten mehr – zeigten die Alliierten keinerlei Interesse an

14 Während des Nationalsozialismus gab es bereits Überlegungen, eheliche und nichteheliche Kinder rechtlich gleichzustellen. Jedoch waren diese Gedanken rasseideologisch aufgeladen, so dass nur diejenigen nichtehelichen Kinder gleichgestellt werden sollten, die für die ›rassische‹ Aufwertung des deutschen Volkes als »›wertvoll‹« erachtet wurden (Buske 2004: 152). ›Unerwünschte‹ nichteheliche Kinder hingegen sollten »rechtlich schlechter gestellt werden« (ebd.: 159), was mit massiven Einbußen der Personensorge der biologischen Mütter sowie einem erbrechtlichen Ausschluss der Kinder einhergehen sollte. Im Sommer 1940 wurde der Gesetzesentwurf jedoch von Adolf Hitler gestoppt, da den Reformplänen der rechtlichen Besserstellung ›wertvoller‹ Mütter nicht genügend Beachtung geschenkt worden sei (vgl. ebd.: 60f.).

15 Nur 6,7 Prozent der biologischen Väter hatten laut Erhebung des Statistischen Bundesamtes bei den 68.000 gezählten ›Besatzungskindern‹ ihre Vaterschaft anerkannt (vgl. Statistisches Bundesamt/Wiesbaden 1956: 5).

den von ›ihren Männern‹ unehelich gezeugten ›Besatzungskindern‹. Da Angehörige der Besatzungstruppen ›in Deutschland einen extritorialen Status inne‹ hatten und deshalb nicht dem deutschen Recht unterstanden, konnten die auf deutscher Seite erhobenen Klagen zur Vaterschaftsanerkennung nicht durchgesetzt werden (Tibelius 2016b: 236); ähnlich verhielt es sich in Österreich (vgl. Schmiedlechner 2015: 248). Im Zuge des ›Deutschlandvertrages‹ wurde 1952 zwar vereinbart, dass Angehörige der Besatzungstruppen vor deutschen Gerichten auf Unterhalt verklagt werden konnten, jedoch nur wenn sich die beklagte Person in Deutschland aufhielt und das Kind nach Inkrafttreten des Vertrages 1955 geboren worden war (vgl. Kleinau/Mochmann 2015: 36f.; Kleinau/Schmid 2019: 240). Infolgedessen mussten in Deutschland und Österreich die meisten Frauen für den Unterhalt ihrer Kinder selbst aufkommen. Unterstützung von der öffentlichen Wohlfahrt bekamen die biologischen Mütter nur, sofern sie oder die »Großeltern [...] aus schlüssigen Gründen nicht für das Kind sorgen konnten« (Satjukow/Gries 2015: 170).¹⁶ Ein nicht nachvollziehbarer, aber vermutlich sehr geringer Teil der Frauen, deren Kinder von einem britischen Besatzungsangehörigen stammten, bekam – und dies scheint im Vergleich zu anderen Besatzungszonen einmalig zu sein – ab 1949 durch Unterstützung von öffentlicher Seite einen ›freiwillig‹ entrichteten Unterhalt von den biologischen Vätern, wobei diese den Betrag selbst festlegen konnten. Es bestand schließlich keine Pflicht, Unterhalt bezahlen zu müssen (vgl. Schretter 2022: 178ff.).¹⁷

In der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands hatten die biologischen Mütter das alleinige Sorgerecht für ihre Kinder inne und waren

16 Eine Spezifikation der ›schlüssigen Gründe‹ lässt sich aus dem Text leider nicht erschließen, allerdings wird anhand vorliegender Daten aus dem Jahr 1946 zum Regierungsbezirk Aachen angegeben, dass fast alle dort registrierten ›Besatzungskinder‹ bei den biologischen Müttern oder nahen Verwandten aufwuchsen, wovon sich knapp die Hälfte ohne öffentliche Unterstützung um die finanzielle Versorgung der Kinder kümmerten (vgl. Satjukow/Gries 2015: 170). Aus der Erhebung des Statistischen Bundesamtes von 1956 ist bekannt, dass zumindest bei den dort gemeldeten Fällen ca. 70 Prozent ohne eine finanzielle Unterstützung aus öffentlichen Mitteln versorgt werden konnten (vgl. Statistisches Bundesamt/Wiesbaden 1956: 5).

17 Das Programm wurde vom britischen *National Council for the Unmarried Mother and her Child* in Zusammenarbeit mit lokalen deutschen und österreichischen Jugendämtern initiiert. Die biologischen Mütter wurden gebeten, Formulare mit Informationen zum biologischen Vater auszufüllen, »that were forwarded to the British military government and handed over to the National Council« (Schretter 2022: 179). Zudem mussten die biologischen Mütter ›Beweise‹ dafür erbringen, dass es sich bei dem britischen Besatzungsangehörigen tatsächlich um den biologischen Vater handelte. Laut Lukas Schretter reichte dazu einschlägiger Briefverkehr zwischen der biologischen Mutter

somit keinen Überprüfungen durch das Jugendamt ausgesetzt. Die Emanzipationsbestrebungen für Frauen beinhaltete nach sozialistischer Ansicht, dass die Frauen für ihren Unterhalt – und den ihrer Kinder – selbst sorgen mussten, was über die Erwerbsarbeit der Frau realisiert werden sollte. Dazu seien zumindest genügend Betreuungsplätze für die Kinder geschaffen worden (vgl. Satjukow/Gries 2015: 185); eine ausschließliche Betreuung des Kindes durch die biologische Mutter war jedoch kaum möglich, da den Frauen keinerlei finanzielle staatliche Unterstützung zustand (vgl. Kleinau/Schmid 2019: 240). Da in der UdSSR der Staat für die Versorgung unehelicher Kinder verantwortlich war, konnten aus rechtlicher Sicht also nur diejenigen (biologischen) Väter zur Verantwortung gezogen werden, deren Kind(er) ›in einer ordnungsgemäßen Ehe gezeugt‹ wurde(n) (Satjukow/Gries 2015: 187). Dies kollidierte allerdings mit dem deutschen Recht, nach welchem der biologische Vater für die finanzielle Versorgung zuständig war. Infolgedessen konnten die biologischen Mütter von keiner der beiden Seiten Unterstützung erwarten (vgl. Satjukow 2011: 572).

Im Gegensatz zu den anderen Alliierten zeigte die Regierung Frankreichs Interesse an den ›Besatzungskindern‹. Zwar wurden Unterhaltsklagen kaum durchgesetzt, da die rechtliche Lage in Frankreich dafür lediglich einen geringen Zeitraum nach der Geburt des Kindes einräumte. Mit einer Vaterschaftsanerkennung bekamen die Kinder aber nach französischem Recht die Staatsangehörigkeit des biologischen Vaters und galten somit als Franzosen oder Französinen (vgl. Satjukow/Gries 2015: 122f.). Auch wenn die Anerkennung der Vaterschaft in der französischen Besatzungszone nicht zur gängigen Praxis zählte, da die Erzeuger bspw. kein Interesse an den Kindern zeigten, so wurde von der Regierung Frankreichs argumentiert, dass es sich bei den Kindern eigentlich um französische Staatsangehörige handle, schließlich seien sie von Franzosen gezeugt worden. 1945 erließ der französische Armeegeneral Pierre Kœnig deshalb den Befehl, die Kinder, die entweder aus sexuellen Begegnungen zwischen deutschen Frauen und Franzosen in der Zeit ab 1938 hervorgegangen waren und in Deutschland geboren wurden, oder französische Kinder, die in dieser Zeit nach Deutschland gebracht worden waren, zu erfassen (vgl. ebd.: 123f.),¹⁸ mit dem Ziel, diese in ihre ›Heimat‹ nach Frankreich zu ›repatriieren‹. Damit stieß Kœnig

und dem biologischen Vater aus, in dem sich diese bspw. zu ihrer Vaterschaft bekannten. »After the National Council had received extensive and credible information from the British military government about a former British soldier and his paternity of an Occupation Child, the National Council, in cooperation with local social workers in Great Britain, contacted him and tried to convince him of his responsibility for his nonmarital child« (ebd.).

18 Dazu zählten neben aus Frankreich deportierten Kindern und ›Besatzungskindern‹ auch Kinder, die aus sexuellen Begegnungen zwischen französischen Zwangs- und Zivilarbeitern oder französischen Kriegsgefangenen und deutschen Frauen hervorgegangen waren (vgl. Satjukow/Gries 2015: 124).

ein »folgschweres Programm« an (Gries 2015: 382), durch das vermutlich zwischen 17.000 bis 20.000 Kinder registriert und von welchen rund 1.000 bis 1.500 tatsächlich nach Frankreich gebracht wurden.¹⁹ Da in der französischen Besatzungszone mit Nachdruck in Form von Plakaten auf die Meldepflicht der Kinder mit französischen biologischen Vätern verwiesen wurde und Nachforschungen von Offizieren der Armee in Jugendämtern, Kliniken und bei Hebammen betrieben wurden, kam die Kampagne in Verruf, den biologischen Müttern ihre Kinder »stehlen« zu wollen, weshalb ein französischer Erzeuger nicht selten verheimlicht wurde (vgl. Satjukow/Gries 2015: 125f.; Gries 2015: 383). Nach der Registrierung wurden die biologischen Mütter gebeten, ihre Kinder durch Unterzeichnen einer Art »Abgabe- und Verzichtserklärung« in die Obhut der französischen Behörden zu übergeben; diese konnte binnen zwei Monate widerrufen werden, verstrich diese Frist ohne Meldung der biologischen Mutter, wurde sie rechtskräftig (vgl. Satjukow/Gries 2015: 129f.). Zudem lässt sich anhand der oben genannten Zahlen vermuten, dass ein Großteil der biologischen Mütter trotz der Registrierung ihrer Kinder der Übergabe an die französische Regierung nicht zugestimmt hat. Dies könne daran liegen, dass sich manche biologischen Mütter ob ihrer prekären Lage durch die Registrierung zwar »monetäre Unterstützung oder Nahrungsmittel« erhofften, »sich [jedoch] keineswegs ihrer Kinder entledigen« wollten (ebd.: 127). Die hohe

19 Die Kinder brachte man zunächst in deutsche Kinderheime, von wo aus die »tauglichen« Kinder in sogenannte *Pouponnières* (Säuglingsheime) unter französischer Leitung überführt wurden (vgl. Satjukow/Gries 2015: 130). Die geringe Anzahl der tatsächlich nach Frankreich gebrachten Kinder im Gegensatz zu den registrierten steht vermutlich im Verhältnis zu den strengen Auswahlkriterien, denn die französische Regierung forderte durchaus »wertvolle« Franzosenkinder« (Gries 2015: 400). Gemessen wurde dieser Wert insbesondere am Alter, dem Gesundheitszustand und der Hautfarbe. In den *Pouponnières* war dieses Verfahren noch nicht beendet, denn hier wurden die Kinder erneut untersucht und über einen gewissen Zeitraum beobachtet sowie nach Hautfarbe »katalogisiert«, um die ausgewählten Kinder in den entsprechenden Ländern – Frankreich oder französische Kolonien – in Adoptivfamilien zu vermitteln (vgl. ebd.: 403). In den Ländern angekommen, folgte ein weiterer Aufenthalt in sogenannten Übergangsheimen, in denen die Kinder anonymisiert und dann »französiert« werden sollten (vgl. Virgili 2009: 292; Gries 2015: 403). Die Vor- und Zunamen wurden dabei geändert, lediglich das Geburtsdatum und der Geburtsort blieben in der neuen, durch das Konsulat in Deutschland beglaubigten Geburtsurkunde bestehen (vgl. Gries 2015: 403f.). Diejenigen Kinder, die aufgrund ihres Gesundheitszustandes nicht ausgewählt wurden, gab man, nachdem teilweise Jahre vergangen waren, den deutschen Behörden zurück, ohne jedoch auf deren gesundheitlichen Zustand aufmerksam zu machen. Die Jugendämter versuchten die Kinder bei ihren biologischen Müttern unterzubringen, was jedoch nicht immer gelang (vgl. Satjukow/Gries 2015: 135f.).

Anzahl der Registrierungen könnte auch damit zusammengehangen haben, dass den biologischen Müttern versprochen wurde, dass sich die französische Regierung damit zum einen um die finanzielle Versorgung der Kinder kümmere und zum anderen die Kinder möglichst bei den biologischen Vätern in Frankreich unterzubringen versuche (vgl. ebd.: 130f.).

Wie auch aus der Erhebung des Statistischen Bundesamtes von 1956 hervorgeht, wuchsen die meisten der dort registrierten »Besatzungskinder« in den westlichen Besatzungszonen bei den biologischen Müttern (73 %) bzw. bei nahestehenden Verwandten der biologischen Mütter (13 %) – größtenteils bei den Großeltern – auf, so dass lediglich 14 Prozent »in fremden Familien oder Heimen« untergebracht waren (Statistisches Bundesamt/Wiesbaden 1956: 4). Für Österreich liegen keine offiziellen Zahlen vor, die verlässliche Aussagen über die Unterbringung der dort lebenden »Besatzungskinder« treffen lassen.

Die meisten der in Deutschland und Österreich geborenen »Besatzungskinder« wuchsen jedenfalls ohne den biologischen Vater auf, was – wie in der Einleitung bereits erwähnt – den Kindern den inoffiziellen Status des »vaterlosen« Kindes einbrachte.

2. Kriegsbedingte »Vaterlosigkeit«: Forschungsstand und -desiderate

Forschungsstand

Studien zur »Vaterlosigkeit« werden oft der interdisziplinären Vater- bzw. Väterforschung zugerechnet, die Väter und Vaterschaft in den Mittelpunkt ihrer Arbeit rückt. Im deutschsprachigen Raum ca. ab den 1970er Jahren entwickelt, bringt sie seither immer breiter gefächerte Fragestellungen hervor.²⁰ Über die physische und psychische Abwesenheit der Väter und deren

20 Wassilios E. Fthenakis teilt die vor allem psychologisch und soziologisch geprägte Vaterforschung ab den 1970ern bis Mitte der 1980er Jahre in vier unterschiedliche Phasen ein und bietet bis zu dem genannten Zeitpunkt einen umfangreichen Überblick zu deren Forschungsstand (vgl. Fthenakis 1985). Laut Fthenakis erschienen als erstes Arbeiten, die sich mit den Auswirkungen der Abwesenheit des Vaters für die Entwicklung des Kindes beschäftigten; als zweites Studien zur Vater-Kind-Beziehung, die auf das Überangebot an Beiträgen zur Mutter-Kind-Beziehung reagierten, sich jedoch an deren Fragestellungen orientierten; als drittes Beiträge, die nicht mehr die dyadische Vater-Kind- bzw. Mutter-Kind-Beziehung, sondern Familie als System betrachteten, wobei diese noch dem Gegenstand der »traditionell organisierte[n] Familie« verhaftet blieben; und als viertes Studien, die sich denn auch mit Familien auseinandersetzten, in denen sich der Vater an der Erziehung und Sorge der Kinder beteiligte, womit zeitgleich »familienpolitische

mögliche Auswirkungen sowohl für die gesellschaftliche als auch die kindliche Entwicklung hinaus – hierzu weiter unten mehr –, wird sich bspw. aus historischer Perspektive mit der sogenannten Hausväterliteratur (vgl. Frühsorge 1978) und ledigen Vätern beschäftigt (vgl. Hämmerle 1997, 2010) sowie der Veränderung der Vaterrolle zu bestimmten Zeitabschnitten nachgegangen (vgl. Opitz 1998). Soziologische Studien zu sogenannten ›neuen Vätern‹ bzw. zu einer ›neuen Väterlichkeit‹ setzen sich unter anderem mit Vätern als ›Hausmänner‹, einem ›neuen‹ Selbstverständnis von Väterlichkeit sowie Vätern zwischen Beruf und Familie auseinander (vgl. Walter, H. 2002: 24ff.; Bambey/Gumbinger 2017: 21ff.).²¹ Aus entwicklungspsychologischer und psychoanalytischer Perspektive rückt zum Beispiel die Vater-Kind-Beziehung in den Blick (vgl. bspw. Fthenakis 1985; Kindler/Grossmann/Zimmermann 2002), wobei meist das Verhältnis von Vater und Sohn (vgl. bspw. Kutter 1986; Aigner 2002; Schon 2002, 2010 [2000]; Dammasch 2008), selten das von Vater und Tochter betrachtet wird (vgl. bspw. King 2002; Dammasch 2000, 2015). Aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive wird bspw. auf der Grundlage von entwicklungspsychologischen Erkenntnissen zum Vater bzw. der Vaterfigur die Bedeutung männlicher Pädagogen in außerfamiliären Erziehungssettings beforscht (vgl. Aigner/Poscheschnik 2015). Und wenn auch nicht direkt als erziehungswissenschaftliche Arbeit kategorisierbar, so ist es doch der

Reformbemühungen« einhergegangen sein sollen (ebd.: 21). Johannes Huber erweitert Fthenakis Forschungsstand um die Position von Inge Seiffge-Krenke, die einerseits auf einen Forschungszweig verweist, der sich mit der ›besonderen‹ und von der Mutter unterschiedenen Bedeutung des Vaters für die Entwicklung des Kindes befasst(e), und andererseits auf einen recht aktuellen Zweig, der sich im Zuge der sich verändernden Familienverhältnisse mit unterschiedlichen Formen von Vaterschaft auseinandersetzt (vgl. Seiffge-Krenke 2016: 7f.; Huber 2019: 26ff.). Huber selbst teilt den entwicklungspsychologischen Fachdiskurs über das Verhältnis von Eltern – Vätern – und Kindern seit der Nachkriegszeit des Zweiten Weltkrieges in zwei Themenbereiche ein. Zum einen in den Bereich, der sich aufgrund der bolwby-schen Bindungsforschung mit den Konsequenzen des Fehlens der (biologischen) Mutter befasste und zum anderen in den sich später entwickelnden Bereich, der sich den Konsequenzen der Vaterabwesenheit widmet(e) (vgl. Huber 2019: 30f.).

21 Die Literatur zur ›neuen Väterlichkeit‹ habe auf sich verändernde gesellschaftliche und familiale Strukturen reagiert, die spätestens seit der Nachkriegszeit des Zweiten Weltkrieges die ›Eindeutigkeit und Verhaltenssicherheit‹ von Vätern – aber auch Müttern – erschüttert haben soll (Kudera 2002: 148). Dazu zählten u.a. die (voranschreitende) Gleichstellung von Mann und Frau, neue Möglichkeiten der Empfängnisverhütung als auch der Empfängnis durch Insemination, aber auch die im Zuge der sogenannten ›68er‹ stattgefundenen Auseinandersetzung mit und Kritik an den Vätern und ihrer Verstrickung in den Nationalsozialismus (vgl. Walter, W. 2002: 100f.; vgl. Thomä 2010: 55ff.).

Erziehungswissenschaftler Dieter Lenzen, der seinen Angaben folgend als erster versuchte, die ›Geschichte der Vaterschaft als Geschichte des Diskurses über Vaterschaft‹ aufzufassen und zu schreiben (Lenzen 1991: 21). Aufgrund der Fülle an Arbeiten und hinsichtlich der Relevanz für die Thematik dieser Arbeit fokussiere ich mich im Folgenden vorzugsweise auf Beiträge und Studien aus dem deutschsprachigen Raum,²² die explizit die ›Vaterlosigkeit‹ thematisieren. Dabei sind Arbeiten zur ›Vaterlosigkeit‹ von unehelich geborenen Kindern sowie zur kriegsbedingten ›Vaterlosigkeit‹ von besonderer Bedeutung, weil hier doch die größten Verknüpfungen zum Fachdiskurs um die ›Vaterlosigkeit‹ von ›Besatzungskindern‹ auszumachen sind.

Vorweg sei noch einmal darauf verwiesen, dass unter dem Begriff ›Vaterlosigkeit‹ in Studien und Fachbeiträgen zuweilen Unterschiedliches beforscht wird. Handelt es sich bei einem Teil der Arbeiten vornehmlich um eine Auseinandersetzung mit der physischen sowie psychischen dauerhaften oder zeitlich begrenzten Abwesenheit von biologischen und sozialen Vätern, beschäftigen sich andere Studien und Beiträge mit dem Verschwinden väterlicher Autorität innerhalb der Gesellschaft und dem damit einhergehenden Wandel des Vaterbildes. Zu unterscheiden ist also zwischen Beiträgen, die ›Vaterlosigkeit‹ auf einer tatsächlichen oder symbolischen Ebene fokussieren, wobei sich Überschneidungen wiederfinden und deshalb nicht ausschließen lassen. Für diese Arbeit steht die Betrachtung der Forschung zu tatsächlicher ›Vaterlosigkeit‹ im Vordergrund, da in der Fachliteratur über ›Besatzungskinder‹ die Abwesenheit des biologischen Vaters problematisiert und deren Auswirken für die (psychische) Entwicklung des ›Besatzungskindes‹ diskutiert wird.

Zunächst wird jedoch aus Gründen einer vollständigeren Darstellung des Forschungsstandes zur ›Vaterlosigkeit‹ in aller Kürze auf Arbeiten eingegangen, die die symbolische ›Vaterlosigkeit‹ anhand des Begriffs der ›vaterlosen Gesellschaft‹ thematisieren (vgl. Freud 1997 [1912–1913]: 432; Federn 1919; Mitscherlich 2003 [1963]). Dies ist zum einen sinnvoll, um ihn von neueren Verwendungen populärwissenschaftlicher Publikationen abzugrenzen, die sich diesen Begriff zu eigen machen, um damit bspw. eine vermeintliche, durch den Feminismus angestrebte ›Überflüssigkeit‹ von Vätern Ende des 20. und Anfang des 21. Jahrhunderts zu postulieren (vgl. Matussek 2006). Zum anderen soll sich hierdurch bereits verdeutlichen, dass mit dem Begriff der ›vaterlosen Gesellschaft‹ nicht zwangsläufig auf

22 Diese Eingrenzung geschieht aus praktikablen Gründen und auch im Hinblick darauf, dass sich in der vorliegenden Arbeit mit dem Fachdiskurs zur ›Vaterlosigkeit‹ von ›Besatzungskinder‹ beschäftigt wird, der sich an dem deutschsprachigen Diskurs zur kriegsbedingten ›Vaterlosigkeit‹ orientiert. Auch bei der Analyse der Fachliteratur über ›Besatzungskinder‹ in Kapitel II wird sich dem ›Vaterlosigkeitsdiskurs‹ über ›Besatzungskinder‹ gewidmet, der vorzugsweise im deutsch-österreichischen Raum stattfindet.

die tatsächliche ›Vaterlosigkeit‹ aufgrund von Tod und Kriegsgefangenschaft in den beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften verwiesen wird, wengleich der Begriff in Arbeiten zu ebendieser Thematik – seines symbolischen Gehalts entledigt –, Verwendung findet (vgl. Hämmerle 2010: 130).

Bereits Sigmund Freud spricht in seiner Schrift *Totem und Tabu* (1997 [1912–1913]) von einer ›vaterlose[n] Gesellschaft‹ (ebd.: 432).²³ Diese habe bestanden, bevor sich jegliche Sitte, Moral und Kultur entwickeln konnte und sei durch den Sturz der zunächst patriarchal strukturierten Ur-Ordnung zustande gekommen. Er erklärt dies – in Anlehnung an Charles Darwin – durch das ursprüngliche Zusammenleben der Menschen in Horden, die von einem starken männlichen Oberhaupt geführt worden seien. Dieses habe den Söhnen aus Eifersucht den sexuellen Verkehr mit seinen Frauen verboten und deshalb die Söhne vertrieben. Die Söhne sollen sich daraufhin gegen den Vater verschworen und diesen schließlich getötet haben. Dem Patriarchat sei damit – vorübergehend – ein Ende gesetzt worden. Die Söhne lebten laut Freud zunächst in einer Brüderhorde, einer ›vaterlosen Gesellschaft‹ zusammen, sollen ihre Tat jedoch bereit und den Vater, der ihnen auch Schutz bot, vermisst haben. Diese ›Vatersehnsucht‹ habe zur Entstehung des Totemismus – der ersten Form von Religion – beigetragen, wobei das Totem(tier) als Vatersurrogat eingesetzt worden sei und dessen Verehrung zur Sühne der Tat beigetragen haben soll. Zeitgleich habe keiner der Brüder den Platz des Vaters einnehmen und die Frauen für sich beanspruchen wollen, worin sich die Entstehung des Inzestverbots widerspiegle. Das Zusammenleben in den Totemclans sei eines von Gleichgestellten gewesen. Erst mit Einsetzung der Vatergottheiten sei dieses demokratische Miteinander wieder in eine patriarchalisch strukturierte Ordnung übergegangen, in der den Vätern, als Oberhäupter der Familien, wieder mehr Macht zugesprochen worden sei (vgl. ebd.: 426ff.). An dieser Stelle wird deutlich, dass Freud mit dem Begriff der ›Vaterlosigkeit‹ auf eine Gesellschaftsform ohne patriarchale Autoritätsperson verweist und nicht auf die tatsächliche Abwesenheit des Vaters innerhalb der Familie rekurriert. Der Vaterfigur wird demnach – verkürzt ausgedrückt – durch Freuds ›Vatermord-Mythos‹ symbolischer Charakter für die Organisation von Gesellschaft zugesprochen.²⁴

23 Die Struktur des Abschnittes zur symbolischen Bedeutung der ›vaterlosen Gesellschaft‹ in der vorliegenden Arbeit ist nicht Hubers Monografie »*Vater, wo bist Du?*« (2019) entnommen, sondern bestand bereits, bevor diese veröffentlicht wurde. Huber setzt sich in seinem Anfangskapitel ebenso mit der ›vaterlosen Gesellschaft‹ bei Freud, Federn und Mitscherlich auseinander (vgl. Huber 2019: 13ff.).

24 Eine detailliertere Auseinandersetzung mit dem ›Vatermord-Mythos‹ findet sich in Kapitel III 6.2.3 der vorliegenden Studie.

Auch Freuds Schüler und Psychoanalytiker Paul Federn verwendet den Begriff der ›vaterlosen Gesellschaft‹ – und somit auch den der ›Vaterlosigkeit‹ – in dieser symbolischen Bedeutung. In seinem 1919 vor der *Wiener Psychoanalytischen Vereinigung* gehaltenen Vortrag *Zur Psychologie der Revolution: Die vaterlose Gesellschaft* deutet Federn den Sturz des österreichischen Kaisers, die ArbeiterInnenstreiks und die sich entwickelnde Räteorganisation aus psychoanalytischer Perspektive und in Anlehnung an Freuds Vatermord durch die Brüderhorde. Er sieht darin »den Verfallsprozess der patriarchalischen Ordnung« (Lackinger 1985: 38), der in Form von Räten durch eine ›vaterlose‹ Brüderorganisation abgelöst worden sei. Federn sieht darin nichtsdestotrotz nicht unbedingt eine funktionierende demokratisch-brüderliche Ordnung, sondern problematisiert zugleich das Fehlen einer strukturierenden Vaterfigur. Schließlich sei das phylogenetische Erbe der Menschen – und damit verweist er auf den Urzustand des menschlichen Zusammenlebens in Horden –, dass »sich die Kinder nur unter der Zucht des Vaters und aus Scheu vor ihm miteinander vertragen« (Federn 1919: 22). Fraglich sei demnach, ob ein demokratisches und ›vaterloses‹ Zusammenleben unter diesen Voraussetzungen stattfinden könne, wenn zusätzlich bedacht werde, dass das gängige Familienmodell den Vater weiterhin als Familienoberhaupt einsetze und damit »das Aufwachsen in einer Familie die Individuen nur zu einer patriarchalischen Gesellschaft vorbereite[]« (ebd.: 17). Es ist ersichtlich, dass Federn die Prozesse der ›Vaterlosigkeit‹ dialektisch denkt und diese gleichsam auf der Ebene der Gesellschaftsorganisation und auf der Ebene der Institution Familie diskutiert. Gleichwohl verhandelt auch er ›Vaterlosigkeit‹ immer in ihrem symbolischen Sinne und verweist nicht auf die tatsächliche Abwesenheit des Vaters.

Die wohl bekannteste Arbeit, die ›Vaterlosigkeit‹ in ihrer symbolischen Dimension und damit einhergehend Gesellschaft und Familie als dialektisches Verhältnis aufgreift, ist Alexander Mitscherlichs 1963 erschienenen sozialpsychologische Studie *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft: Ideen zur Sozialpsychologie*, die den Begriff der ›vaterlosen Gesellschaft‹ wohl am stärksten geprägt hat. Auch er beschäftigt sich mit dem Verschwinden der väterlichen Autorität und deren Ursachen. Er fokussiert aber ebenfalls die Folgen für das Aufwachsen des Einzelnen und für die deutsche Gesellschaft der 1960er Jahre. Mitscherlich postuliert eine durch das Fehlen väterlicher Autorität entstandene Orientierungslosigkeit, die die Tendenz der Vermassung und die leichtfertige Unterordnung unter »zweifelhaft[e] Führer« fördere (Freimüller 2008: 184). Die Ursachen für das Verschwinden väterlicher Autorität deutet Mitscherlich kulturkritisch und sieht diese in der Industrialisierung und Technisierung der Arbeitsverhältnisse verankert. Damit einhergehe zum einen eine Differenzierung in Wohn- und Erwerbsarbeitsplatz und zum anderen das voranschreitende Verschwinden von Traditionen. Innerhalb der Familien führe dies dazu,

dass der biologische Vater nicht mehr seiner Rolle entsprechend agieren würde und den Kindern – Mitscherlich spricht eigentlich nur von den Söhnen – keinen anschaulichen Orientierungsrahmen zur Verfügung stellen könne. Das ist, was Mitscherlich mit der »Vaterlosigkeit des ersten Grades« meint: »das Unsichtbarwerden des leiblichen Vaters [...], [die] Schwächung der ersten Objektbeziehungen« (Mitscherlich 2003 [1963]: 338). Die »Vaterlosigkeit« zweiten Grades ergebe sich nicht ausschließlich aus derjenigen ersten Grades, vielmehr bedingten sich beide gegenseitig. Durch die fehlende väterliche Autorität und Orientierung löse sich laut Mitscherlich »die personale Relation der Machtverhältnisse [...] auf« (ebd.), was dazu führe, dass das Individuum sich in der Gesellschaft orientierungslos Gegebenheiten anpasse und unterordne, anstatt diese kritisch zu hinterfragen. Diesen Zustand diagnostiziert Mitscherlich für die deutsche Nachkriegsgesellschaft der 1960er Jahre. Wie auch Federn sieht er die patriarchalische Ordnung am Ende bzw. im Umbruch, was sich vor allem in der kleinsten gesellschaftlichen Institution der Familie bemerkbar mache. Daher müsse sich dort auch ein neues Selbstverständnis der (biologischen) Väter und Elternschaft allgemein herausbilden, um die Kinder zu kritischen und einsichtigen Individuen erziehen und einer bloßen Anpasstheit an gesellschaftliche Normen und Werte entgegenwirken zu können (vgl. ebd.). Der Begriff der »vaterlosen Gesellschaft« rekurriert demnach auch bei Mitscherlich nicht auf die tatsächliche Abwesenheit von Vätern, sondern auf eine symbolische bzw. eine »ideelle Vaterlosigkeit« (Brumlik 2013: 25). Sowohl Federn als auch Mitscherlich setzen sich in ihren Texten in einer Zeit, in der kriegsbedingt durch Tod und Kriegsgefangenschaft faktisch viele Väter abwesend waren, nicht mit dieser Tatsache auseinander. Micha Brumlik, der genau daran Kritik übt, stellt vor diesem Hintergrund fest, dass die kriegsbedingte »Vaterlosigkeit« »erst [...] 60 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ansprechbar« geworden sei (ebd.). Tatsächlich erschienen erste Studien, die sich spezifisch mit dieser Art von »Vaterlosigkeit« auseinandersetzen, erst Mitte der 1990er und vermehrt Anfang der 2000er Jahre.

Bereits in den Nachkriegsjahren des Ersten und Zweiten Weltkrieges wurden Studien publiziert, die sich der Thematik der »Vaterlosigkeit« annehmen, diese allerdings in Verbindung mit Unehelichkeit diskutieren. Hier sei exemplarisch auf drei Studien verwiesen, die nicht nur Statistiken zur Lebenslage unehelich Geborener liefern oder sich aus juristischer oder kriminologischer Perspektive mit der Thematik beschäftigen (vgl. Schadendorf 1964: 7ff.), sondern – ähnlich dem Fachdiskurs zu »Besatzungskindern« – auch die Auswirkungen des »vaterlosen« Aufwachsens von Kindern problematisieren.²⁵ Hildegard Kipp rückt in ihrer

25 Für die Illegitimitätsforschung innerhalb der Geschichtswissenschaft – genauer der historischen Familienforschung – postuliert Hämmerle eine

1933 publizierten psychologischen Studie *Die Unehelichkeit. Ihre psychologische Situation und Problematik* u.a. das subjektive Erleben von Unehelichkeit und damit einhergehend auch von »Vaterlosigkeit« in den Fokus.²⁶ Dabei grenzt sie die »Vaterlosigkeit« unehelich geborener Kinder von jener der Personen ab, die den biologischen Vater durch dessen Tod oder durch Scheidung verloren. Sie arbeitet dabei heraus, dass unehelich Geborene oft keinerlei Verbindung zu ihrem biologischen Vater hätten, ehelich Geborene hingegen zumindest über dessen Nachnamen mit ihm verbunden seien (vgl. ebd.: 32ff.). Bemerkbar mache sich die »Vaterlosigkeit« unehelicher Kinder zudem durch die schlechte finanzielle Situation, die von außen stattfindende negative Bewertung der biologischen Mutter, die sich ebenso auf das Kind übertragen könne sowie die allgemein negative Bewertung Alleinerziehender und ihrer Kinder als »unvollständige« Familien.

Weitere nennenswerte Studien zur Unehelichkeit stammen von dem Soziologen Sepp Groth sowie der Psychologin Barbara Schadendorf, die diese jeweils Anfang der 1960er Jahre und somit nach Ende des Zweiten Weltkriegs publizierten. Groth versucht, da bisher erschienene Studien meist regional begrenzt seien, mit der Methode der Soziografie einen umfassenden Überblick zur Situation unehelich geborener Kinder in der Bundesrepublik Deutschland zu ermöglichen.²⁷ In einem zweiten Teil der Studie generiert er »Strukturen der Unehelichkeit« (Groth 1961: 151), wobei er bisweilen sozialpsychologisch und anthropologisch argumentiert. Groth setzt dabei Unehelichkeit sowohl mit »Vaterlosigkeit« als auch mit »Familienlosigkeit« gleich, sieht »Unehelichkeit [...] nicht [als] Makel, sondern

Zentrierung auf die biologischen Mütter, was sich daraus ableite, dass das unehelich geborene Kind seit dem 19. Jahrhundert – allein rechtlich – als zugehörig zur biologischen Mutter aufgefasst werde (vgl. Hämmerle 1997: 197ff.). Daran würden sich demnach auch die bisherigen Studien zur Unehelichkeit orientieren, wodurch »eine Hintansetzung der ledigen Väter« gefestigt würde (ebd.: 197). In ihrem Aufsatz »*La recherche de la paternité est interdite.*« *Ledige Väter um 1900 im Spannungsverhältnis von Recht und populärer Autobiographik* (1997) konzentriert sich Hämmerle deshalb auf das Verhältnis von unehelich Geborenen zu ihren biologischen Vätern.

- 26 Als Quellen dienten Kipp für diesen Teil der Studie eine Fülle unterschiedlicher Materialien von und über Personen aus dem Großraum Berlin. Diese reichen von persönlichen Gesprächen mit unehelich geborenen Personen über deren Jugendakten bis hin zu Briefen unehelicher Jugendlicher an Heimpersonal (vgl. Kipp 1933: 3ff.).
- 27 Dazu untersuchte und kategorisierte er 1556 Fälle unehelich geborener Kinder der Jahrgänge 1935 und 1956, zu denen die jeweiligen Jugendämter Fragebögen ausfüllten und zu denen Jugendakten zur Verfügung gestellt wurden (vgl. Groth 1961: 11ff.).

strukturalen Schaden an der Person« (ebd.: 192), da dem unehelichen Kind durch »[m]angelnde Familienhaftigkeit« eine »gestörte und mangelhafte Seins-Bildung« drohe (ebd.: 200f.). Wie Groth aufgrund seines Materials in Form von Jugendakten und ohne persönliche Interviews zu dieser Überzeugung kommt, ist – wie bereits Schadendorf anmerkt (vgl. Schadendorf 1964: 8) – nicht nachvollziehbar. Sein Verständnis von Familie expliziert Groth hingegen, indem er eine *bestehende* Ehe zwischen Mann und Frau, die durch ein Kind bzw. Kinder komplettiert wird, voraussetzt, weshalb uneheliche geborene Kinder für ihn immer als ›familienlos‹ gelten. Groth stellt ›Besatzungskinder‹ nicht als ›Sonderfall‹ unehelich Geborener heraus, stellt in seiner Studie jedoch einen Fall vor, bei dem der biologische Vater ein Schwarzer US-Amerikaner gewesen sein soll (vgl. Groth 1961: 133).

Schadendorf hingegen, die sich aus psychologischer Perspektive Anfang der 1960er Jahre mit der Entwicklung unehelich Geborener in der Grundschule auseinandersetzt, gibt fälschlicherweise bei der Vorstellung ihres Materials an, dass Schwarze deutsche ›Besatzungskinder‹ in den ersten Nachkriegsjahren einen großen Teil der unehelich Geborenen ausmachten.²⁸ In ihrer Untersuchung seien diese jedoch trotzdem unterrepräsentiert, was sie – ohne Belege zu liefern – an deren biologischen Müttern fest macht, die »stark[e] [...] Widerstände gegen eine Untersuchung« zeigten (Schadendorf 1964: 15). Auch Schadendorf sieht unehelich geborene Kinder als ›vaterlose‹ Kinder an, die in ›unvollständige‹ Familien hineingeboren würden und den biologischen Vater als »Leerstelle« erlebten (ebd.: 119), ein Begriff, der im Zusammenhang mit ›Vaterlosigkeit‹ bis heute Verwendung findet. Wie schon Kipp merkt auch Schadendorf an, dass die biologischen Mütter aufgrund der Bewertung von außen durch die ›Vaterlosigkeit‹ belastet seien, was sich wiederum auf die Kinder und ihre Entwicklung auswirken könne.

Mit der 1968 erschienen Studie *Kind ohne Vater. Ein psychologischer Beitrag zur Bestimmung der Vaterrolle* sei der Schweizer Psychologe Peter Landolf »neue Wege« in der Betrachtung der Thematik der ›Vaterlosigkeit‹ gegangen (Walter, H. 2002: 19), indem er empirisch fundiert versucht, die Bedeutung des biologischen Vaters für die psychische Entwicklung des Kindes herauszuarbeiten. Somit betrachtet Landolf, im Gegensatz zu jenen Arbeiten zur ›vaterlosen Gesellschaft‹, die ›Vaterlosigkeit‹ vielmehr »im übertragenen Sinn« meinten (Landolf 1968: 10), dezidiert tatsächliche ›Vaterlosigkeit‹. Landolf unterscheidet dabei unterschiedliche ›Vaterlosigkeiten‹ – zum einen die der unehelich Geborenen, zum anderen diejenige, die sich aus Trennung, Scheidung oder durch Tod

28 ›Besatzungskinder‹ stellen insgesamt einen geringen Teil der in der Nachkriegszeit des Zweiten Weltkrieges unehelich geborenen Kinder dar (vgl. Kleinau 2016: 227).

ergab –, die sich jeweils in anderem Maße auf die Entwicklung des Kindes auswirken könnten. So fungiert laut Landolf etwa ein zumindest ein wenig physisch anwesender im Gegensatz zu einem immer physisch abwesenden biologischen Vater »in irgendeiner Weise [als] Leitbild« (ebd.). In seiner Studie rückt explizit die ›Vaterlosigkeit‹, die durch den Tod des biologischen Vaters erfolgt, in den Blick, weshalb er zur schärferen Abgrenzung im Hinblick auf andere ›Vaterlosigkeiten‹ von der »*vaterverwaisten* Familie und vom *vaterverwaisten* Kind« spricht (ebd.: 13/ Herv.i.Org.). Dabei beachtet Landolf auch Kinder, die kriegsbedingt ihren biologischen Vater verloren hatten, stellt diese jedoch nicht als besondere Gruppe heraus. Mit Bezugnahme auf die Entwicklungstheorie von Erik H. Erikson möchte Landolf über die Betrachtung der Persönlichkeit des ›vaterverwaisten‹ Säuglings/Kindes/Jugendlichen/Erwachsenen Rückschlüsse auf die Bedeutung des biologischen Vaters ziehen (vgl. ebd.: 22f.). Als Material dienen ihm neben ausführlichen persönlichen Befragungen Biografien, Fallbeispiele aus psychologischer Literatur sowie (psychoanalytische) Fallstudien, Daten zu ›Vaterverwaisten‹ aus der Berufsberatung und eine Studie zur Berufswahl von ›vaterverwaisten‹ Mädchen.²⁹ Landolf kommt zu dem Ergebnis, dass ›Vaterlosigkeit‹ die psychische Entwicklung beeinträchtigt, habe doch ein Großteil der von ihm betrachteten Fälle die den eriksonschen Stufen zugeteilten Entwicklungsaufgaben nicht adäquat gelöst. Daraus resultiere eine be- bzw. eingeschränkte Persönlichkeits- und Identitätsentwicklung, die durch Entfremdungsprozesse gekennzeichnet sei, die das Verhältnis zwischen »In-der-Welt-sein und Bei-sich-selbst-sein« aus dem Gleichgewicht bringen würden (ebd.: 208). Trotzdem dürfe ›Vaterlosigkeit‹ nicht als der einzige entscheidende Faktor gelten. Vielmehr sei von Bedeutung, wann der ›Vaterverlust‹ statfinde und wie das Umfeld des Kindes ausgestaltet sei. Er hält daher fest, dass der verlorene biologische Vater »nicht einfach als ›Leerstelle‹ in der Entwicklung identifiziert werden k[ö]nne« (ebd.: 210). Dies schmälert jedoch für ihn nicht die generelle Bedeutung des biologischen Vaters für die psychische Entwicklung des Kindes, die genauso schwer wiege wie die der biologischen Mutter.³⁰

Der Pädagoge und Psychologe Wassilios E. Fthenakis verfasste 1985 einen umfassenden Überblick über psychologische Studien, die sich mit

29 Landolf verweist direkt zu Anfang auf die offensichtlichen Mängel seiner Untersuchung, so sei sein Sample bspw. nicht repräsentativ und er könne nicht die Persönlichkeit des/der ›Vaterverwaisten‹ bestimmen. Besonders sticht dabei hervor, dass Landolf auch andere, nicht bestimmbar Einflüsse aufzählt, aufgrund derer Persönlichkeitsentwicklungen nicht auf eine Variable – die der ›Vaterlosigkeit‹ – zurückgeführt werden könnten (vgl. Landolf 1968: 20ff.).

30 Seither sind zahlreiche Arbeiten mit (entwicklungs-)psychologischer, psychoanalytischer, sozialisationstheoretischer sowie bindungstheoretischer

möglichen Konsequenzen der ›Vaterlosigkeit‹ auseinandersetzen, wobei er selbst nicht von ›Vaterlosigkeit‹, sondern ›Vaterabwesenheit‹ spricht (vgl. ebd.). Fthenakis bespricht dabei empirische Arbeiten, die einer ersten Welle der (internationalen) Väterforschung ab Ende der 1960er bis Mitte der 1980er Jahre zuzuordnen sind und meist aus dem englischsprachigen Raum stammen. Die Studien beschäftigen sich u.a. mit Auswirkungen der Abwesenheit des (biologischen) Vaters auf die kognitive Entwicklung des Kindes. Als Ergebnis ist den Studien laut Fthenakis zu entnehmen, dass eine frühe Trennung vom biologischen Vater durch Scheidung oder Tod in Verbindung mit einem fehlenden ›Vaterersatz‹ sich am schlechtesten auf die kognitive Entwicklung ausgewirkt habe. ›Vaterlose‹ Jungen seien »leistungsschwächer [als] Kinder aus vollständigen Familien« und zeigten Studien zufolge oft »eine Umkehrung des geschlechtstypischen Verhältnisses von mathematischen zu verbalen Fähigkeiten« (ebd.: 370). Untersuchungen zur moralischen Entwicklung von ›Vaterlosen‹ wurden laut Fthenakis' Literaturreview meist an der Delinquenz von Jungen gemessen. Jungen aus ›unvollständigen‹ Familien zeigten den Studien zufolge u.a. weniger Scham, waren aggressiver und hielten sich weniger an Regeln. Als Interpretationsfolie wird in den Studien laut Fthenakis »die fehlende Möglichkeit zur Identifikation mit dem Vater« angeführt (ebd.: 372), wobei nicht gezeigt werde, dass die ›vaterlosen‹ Jungen allgemein Probleme hatten, sich in ihre ihnen zugedachte männliche Geschlechterrolle einzufügen. Allerdings hätten sie mehr Probleme als gleichaltrige Jungen, bei denen ein (biologischer) Vater vorhanden war, dabei gehabt, die als männlich konnotierten »Verhaltensweisen wie Aggressivität und Unabhängigkeit« auszubalancieren (ebd.). Fthenakis übt Kritik an den Studien und verweist darauf, dass Kontrollgruppen teilweise gänzlich fehlten oder aber bei der Frage zur Geschlechterrollenübernahme mit Skalen gearbeitet worden sei, die bereits als überholt galten. Neuere Forschung konzentrierte sich weniger ausschließlich auf die Abwesenheit des (biologischen) Vaters und deren Auswirkungen als vielmehr auch auf die Rahmenbedingungen des Aufwachsens des Kindes, was nach dem Verlust des (biologischen) Vaters mitgedacht werden müsse. Abschließend hält er fest,

Ausrichtung entstanden, die je spezifisch die besondere Bedeutung des (biologischen) Vaters für die (psychische) Entwicklung des Kindes und dessen Aufwachsen herausstellen und diese gegenüber Arbeiten, die der klassischen Bindungstheorie Bowlbys folgen und die lediglich die Mutter-Kind-Beziehung betrachten, verteidigen (vgl. bspw. Rotmann 1981; Stork 1986; Peisker 1991; Metzger 2000; Schon 2002; Kindler, Grossmann und Zimmermann 2002; Gossmann 2002; Hildenbrand 2002; Fascher 2004); hier sei auf diese nur verwiesen, es soll im Folgenden auf solche Studien eingegangen werden, die sich ebenso wie Landolf explizit über die Thematik der ›Vaterlosigkeit‹ mit der Bedeutung des (biologischen) Vaters beschäftigen.

dass »[demnach] [e]ine Familie ohne Vater [...] nicht per se als defizitär anzusehen [sei]« (ebd.: 373).

Im deutschsprachigen Raum erschienen ca. ab der Jahrtausendwende vermehrt Arbeiten zur ›Vaterlosigkeit‹, die sich aus psychoanalytischer und entwicklungspsychologischer Perspektive ganz auf das Verhältnis bzw. fehlende Verhältnis zwischen Vater und Kind konzentrieren und dessen weiteres Umfeld ausklammern (vgl. bspw. Dammasch 2000; Aigner 2002).³¹ Hierzu zählen auch erste Studien zur kriegsbedingten ›Vaterlosigkeit‹. Zuvor wird jedoch eine weitere Arbeit besprochen (vgl. Petri 2009 [1999]), die zwar nicht spezifisch kriegsbedingte ›Vaterlosigkeit‹ fokussiert, deren Gedanken zur ›Vaterlosigkeit‹ jedoch im Fachdiskurs zur kriegsbedingten ›Vaterlosigkeit‹ oft herangezogen werden (vgl. bspw. Radebold 2004a, 2010; Schulz/Radebold/Reulecke 2005a; Stambolis 2012).

Der Psychiater und Psychoanalytiker Horst Petri fokussiert in seiner Monografie *Das Drama der Vaterentbehrung* (2009 [1999]) die Bedeutung des biologischen Vaters für die psychische Entwicklung des Kindes sowie die daraus abgeleiteten Folgen von ›Vaterlosigkeit‹. Er möchte damit auf einen Zustand antworten, den er als »kritische Phase« betitelt (ebd.: 9), der durch Emanzipationsbestrebungen und -bewegungen (der Frau) entstanden sei und der entweder in geordnete Bahnen übergehen oder sich weiter destabilisieren könne. Ein Kennzeichen dieser Phase sei, dass die Bedeutung des biologischen Vaters abgewertet würde, dieser fast schon ›obsolet‹ geworden sei und damit gleichsam die Bedürfnisse des Kindes aus dem Blick gerieten. Petri möchte dementsprechend die Wichtigkeit des Verhältnisses von biologischem Vater und Kind mit und neben dem von biologischer Mutter und Kind verdeutlichen. Unter ›Vaterlosigkeit‹

31 Die Literaturwissenschaftlerin Dominika Borowicz, die sich in ihrer Studie mit sogenannter Väterliteratur auseinandersetzt, d.h. mit literarischen, meist autobiografischen Texten, in denen sich die Autor_innen ab den 1970er Jahren in Deutschland mit der nationalsozialistischen Vergangenheit ihrer Väter beschäftigten, teilt in diesem Zusammenhang die Thematisierung der ›Vaterlosigkeit‹ in zwei Phasen ein. In der ersten Phase, in den 1970er und 1980er Jahren, sei ›Vaterlosigkeit‹ in Anlehnung an Mitscherlichs ›vaterlose Gesellschaft‹ als kollektives soziales Phänomen, im Rahmen der ›68er‹-Bewegung besprochen worden. Damit sei auf die ›Feigheit‹ der Eltern und vor allem der Väter reagiert worden, die sich nicht mit ihren nationalsozialistischen Verstrickungen hätten auseinandersetzen wollen und nicht zuletzt deshalb an Autorität eingebüßt hätten. Hingegen habe sich die Väterliteratur ab der Jahrtausendwende in einer zweiten Phase auf das Fehlen des Vaters und dessen Auswirkungen in der Familie selbst konzentriert und sich somit auf einer eher subjektiven Ebene bewegt, was Borowicz auch daran festmacht, dass zu den Folgen von ›Vaterlosigkeit‹ vermehrt psychologische Studien zur Verfügung standen bzw. stehen (vgl. Borowicz 2013: 30f.).

versteht er einen Verlust³² des biologischen Vaters bzw. eine tatsächlich vollständig fehlende Beziehung zwischen Kind und diesem, womit er sich von Studien abgrenzen möchte, die den Begriff der ›Vaterlosigkeit‹ oder ›Abwesenheit des Vaters‹ auch für solche Fälle verwenden, in denen der biologische Vater lediglich psychisch abwesend ist bzw. seinen ›väterlichen Pflichten‹ nicht nachkommt oder lediglich zeitweise aufgrund von Trennung bzw. Scheidung physisch nicht anwesend ist. Die ›Vaterlosigkeit‹, von der Petri spricht, wirke sich nicht ausschließlich auf Kindheit und Jugend aus. Auch das Erwachsenenalter müsse betrachtet werden, schließlich sei »Vaterentbehmung [...] ein Prozess, der die gesamte Persönlichkeitsentwicklung über alle Lebensphasen umspann[e]« (ebd.: 10). Um den Begriff der ›Vaterentbehmung‹ vereinheitlichen und definieren zu können, arbeitet Petri deren unterschiedliche Ausprägungen heraus, die er aus Fällen seiner eigenen therapeutischen Praxis sowie anhand von literarischen Beispielen festmacht. Seine theoretischen Prämissen, mit denen er die unabdingbare Bedeutung des biologischen Vaters für Jungen und Mädchen belegen möchte, basieren sowohl auf der Psychoanalyse Freuds und C.G. Jung, auf ›neueren‹ psychoanalytischen Konzepten wie bspw. der Triangulierungsphase zwischen Vater-Mutter-Kind sowie auf sozialisationstheoretischen Positionen. Dies führt dazu, dass zuweilen keine klare theoretische Linie erkennbar wird. Bei den Folgen der ›Vaterentbehmung‹, des Verlusts des biologischen Vaters, greift er auf traumatheoretische Ansätze zurück und postuliert in Anlehnung an bindungstheoretische Studien, die sich mit der ›Mutterentbehmung‹ beschäftigen, dass »[j]ede Vaterentbehmung [...] eine Kombination aus akutem und chronischem Trauma dar[stelle]« (ebd.: 142). Die Bearbeitung des Traumas sei dabei stark vom Umfeld des Kindes abhängig. So sei unter bestimmten Umständen und der Voraussetzung einer stabilen Umgebung eine »produktive Verarbeitung der Vaterentbehmung« möglich (ebd.: 143). Jedoch könne der Verlust des biologischen Vaters nie gänzlich aufgefangen und der biologische Vater nicht ganz durch andere männliche Vorbilder ersetzt werden. Die »symbolische Vater-Repräsentanz, die als archetypische Vater-Imago im Inneren gespeichert wird und die für die Ganzheit der Person steht«, materialisiere sich nämlich nicht (mehr) »in Gestalt einer realen Vaterperson« (ebd.: 185). Fehle diese Einheit bzw. gehe diese verloren, leide darunter auch das ›Ganzheitsgefühl‹ der Person. Für Petri stellt demnach lediglich die funktionierende Beziehung zwischen dem Kind und seinem biologischen Vater einen ›Ausweg‹ dar, weshalb er abschließend die Forderung stellt, dem Kind das Grundrecht zu gewähren, den biologischen Vater als »der Mutter gleichwertige[s] Liebesobjekt« anzuerkennen (ebd.: 190). Damit vertritt Petri eine klare Position: Ohne eine Beziehung zum biologischen Vater

32 Den Begriff ›Verlust‹ verwendet er auch für diejenigen Fälle, die den biologischen Vater nie kennenlernten.

sei eine ›gesunde‹ Entwicklung und die psychische Unversehrtheit des Kindes nicht gewährleistet. ›Vaterlosigkeit‹ im Sinne von dauerhaft physischer Abwesenheit des biologischen Vaters bleibe nicht folgenlos und stelle »*per se* ein einschneidendes Lebensereignis« dar (Huber 2019: 53/Herv.i.Org.), wie der Psychologe Johannes Huber in Anlehnung an Petri festhält. Petri selbst kommentiert Fthenakis oben zitierte Aussage, dass eine ›Familie ohne Vater nicht immer als defizitär anzusehen sei‹, als »Wunschdenken« (Petri 2009 [1999]: 150).

Dieser defizitorientierte Gedanke setzt sich (meist) in der Fachliteratur zur kriegsbedingten ›Vaterlosigkeit‹ bzw. ›Vaterabwesenheit‹ fort, in der ›Vaterlosigkeit‹ als beeinträchtigendes und folgenschweres Ereignis bzw. Erlebnis des Zweiten Weltkrieges besprochen wird. Der Psychoanalytiker Hartmut Radebold untersucht – neben anderen Kriegserlebnissen und deren Folgen – die Spezifität des Aufwachsens unter physischer und/oder psychischer ›Vaterabwesenheit‹ sowie deren Auswirkungen anhand von Fällen aus seiner psychoanalytischen Praxis (vgl. Radebold 2001, 2004a, 2005a, 2010).³³ Er bezeichnet sich dabei selbst als Betroffener und lässt seine eigenen Erfahrungen aus einer sogenannten Selbstanalyse³⁴ bei der Betrachtung des Phänomens einfließen. Bei der Bedeutung des Vaters für die Entwicklung des Kindes und Jugendlichen greift er auf die psychoanalytischen und entwicklungspsychologischen Konzepte Triangulierung, Ödipuskomplex und Identitätsbildung zurück, wobei Radebold die psychosexuelle Entwicklung des Sohnes fokussiert, auch wenn er Patientinnen behandelte. Ebenso wie Petri betrachtet er auch die Bedeutung des biologischen Vaters im Erwachsenenalter, schließlich könne der biologische Vater seinen Söhnen in anschaulicher Weise vermitteln, wie sich das eigene Leben entwickeln könne (vgl. Radebold 2004a: 124ff., 2005: 120ff., 2010: 179ff.). Laut Radebold erlebten ›Kriegskinder‹ die Kriegs- und Nachkriegszeit jedoch sehr unterschiedlich, was ihn dazu

33 Die von Radebold im Jahre 2001 publizierte Monografie *Abwesende Väter – Folgen der Kriegskindheit in Psychoanalyse* erschien 2004 in 3., aktualisierter Auflage, wobei sich nur marginale Veränderungen ausmachen lassen (vgl. Radebold 2001, 2004a). Die 2010 erschienene Monografie *Abwesende Väter und Kriegskindheit. Alte Verletzungen bewältigen* stellt die völlig überarbeitete und aktualisierte Auflage dar, allerdings wurden die für die vorliegende Arbeit relevanten Passagen kaum verändert (Radebold 2010). Das Kapitel *Entwicklungspsychologische Aspekte* (2005a) von Radebold, das in *Söhne ohne Väter. Erfahrungen der Kriegsgeneration* (Schulz/Radebold/Reulecke 2005a) enthalten ist, stellt eine übersichtliche Zusammenfassung von Radebolds Gedanken zur ›Vaterlosigkeit‹ dar.

34 Dieser Begriff wurde von Freud geprägt und meint laut dem *Vokabular der Psychoanalyse* (Laplanche/Pontalis 2008 [1973]) die »[m]ehr oder weniger systematisch geführte Erforschung seiner eigenen Person durch sich selbst, die auf bestimmte Verfahren in der psychoanalytischen Methode zurückgeht – freie Assoziation, Traumanalyse, Verhaltensdeutung etc.« (ebd.: 461).

veranlasst, diese in Gruppen zu kategorisieren. Nicht bei allen zeigten sich psychische und psychosoziale Beeinträchtigungen aufgrund des im und nach dem Krieg Erlebten, weshalb es stets einer gründlichen Anamnese bedürfe, um den tatsächlichen Gründen nachzuspüren.³⁵ Die mindestens halbjährige Abwesenheit des biologischen Vaters sieht Radebold in Anlehnung an die Mannheimer Kohortenstudie – die im Folgenden ebenfalls besprochen wird – vor allem in den ersten sechs Lebensjahren als kritisch für die psychische und psychosexuelle Entwicklung. Diese könne bei Söhnen zu einer zu intensiven Bindung an die biologischen Mütter sowie zu einer früh erfolgenden »Parentifizierung« führen (Radebold 2005a: 137), was vor allem bei fehlenden männlichen Vorbildern in eine »eingengegte und verunsicherte Identität [...] [sowie] Bindungs- und Beziehungsstörungen« münden könne (ebd.: 118). Dem Sohn fehle durch den abwesenden biologischen Vater nicht nur ein männliches Vorbild. Laut Radebold boten alleinstehende Frauen den Söhnen zuweilen auch kein »adäquates« Modell Frau, erlebten die Söhne ihre biologischen Mütter doch nicht in einer sexuellen Partnerschaft und hatten von ihr »das Bild einer allein stehenden, schnell älter werdenden, müden und abgearbeiteten, durch ihre Sorgen aufgeriebenen und dazu noch asexuellen Frau« (ebd.: 134). Auch wenn Radebold an einigen Stellen darauf eingeht, was die biologischen Mütter in der Kriegs- und Nachkriegszeit alles geleistet hatten, so bleibt durch seine Ausführungen doch stehen, dass bei fehlendem biologischen Vater – und damit einer »unvollständigen« Familie (vgl. Radebold 2004a: 212) – die alleinerziehende biologische Mutter nicht nur ungenügend für die psychosexuelle sowie Identitätsentwicklung des Sohnes sei, sondern diese durch eine zu enge Bindung und durch ihr Handeln und Auftreten gar negativ beeinflussen könne. Zu fragen wäre, ob Radebolds Annahmen durch seine eigenen Erfahrungen voreingenommen sind und sein doch sehr kleines Sample – er gibt in anderen Arbeiten jeweils sechs Patienten und vier Patientinnen an (vgl. Radebold 2001, 2004a, 2010) – dazu führt, psychische Beeinträchtigungen von »vaterlos« Aufwachsenden *per se* auf diesen Faktor zurückzuführen. Festzuhalten ist, dass Radebold lediglich die Entwicklung von Jungen fokussiert und somit keine Aussage zur möglicherweise ob der »Vaterlosigkeit« beeinträchtigten psychosexuellen Entwicklung von Mädchen treffen kann.

35 Radebold unterscheidet die von ihm behandelten ehemaligen »Kriegskinder« in folgende Gruppen: diejenigen, die unwesentlich vom Krieg beeinträchtigt wurden und bei denen der biologische Vater anwesend und das Umfeld stabil war (45%), diejenigen, die zeitweise ohne den biologischen Vater auskommen mussten und deren Lebensbedingungen abschnittsweise beeinträchtigt waren (25-30 %) und diejenigen, die den biologischen Vater dauerhaft oder über einen langen Zeitraum entbehren mussten und zusätzlich unter stark beeinträchtigten Lebensbedingungen aufwuchsen (25-30 %) (vgl. Radebold 2004a: 170f., 2005b: 116f.).

Das Forschungsteam der Mannheimer Kohortenstudie stellt zwar anhand der Daten einer Langzeitstudie einen statistisch signifikanten Zusammenhang zwischen »Vaterlosigkeit« »in den prägungssensiblen ersten sechs kindlichen Entwicklungsjahren« (Franz et al. 1999: 270) und psychischen Beeinträchtigungen im Erwachsenenalter für männliche und weiblich ProbandInnen her, verweist dabei jedoch darauf, dass »Vaterlosigkeit« allein nicht als Erklärung ausreicht, sondern das Risiko psychischer Erkrankungen³⁶ lediglich erhöhe (vgl. ebd.: 273; Franz 2012: 79; Franz/Hardt/Brähler 2007: 225; Franz 2007: 104, 2011: 165). Die »Vaterlosigkeit« als Einflussfaktor psychogener Erkrankungen wird in der Studie hypothesengeleitet untersucht, wobei zunächst der Geburtenjahrgang 1935 in den Blick gerät (vgl. Franz et al. 1999: 267), da dieser aufgrund des Zweiten Weltkrieges als besonders von »Vaterlosigkeit« betroffen erachtet wird. Später wird dann ebenso der Geburtenjahrgang 1945 in die Diskussion um kriegsbedingte »Vaterlosigkeit« aufgenommen (vgl. Franz 2012: 77; Franz/Hardt/Brähler 2007: 224; Franz 2007: 102, 2011: 164; Lieberz 2014: 29f.). Die Bedeutung des Vaters für die Entwicklung des Kindes wird in der Studie tiefen- und entwicklungspsychologisch erklärt, während in den Publikationen nach der Jahrtausendwende vermehrt auf dessen Bedeutung aus psychoanalytischer Sicht in Anlehnung an Radebold verwiesen wird. Auch in den Publikationen zur »Vaterlosigkeit« der Mannheimer Kohortenstudie wird das Aufwachsen ohne biologischen Vater und damit das Aufwachsen bei einer alleinerziehenden Mutter als defizitär und risikoreich ausgegeben. Dies lässt sich zudem einerseits daran erkennen, dass die Autor_innen ihre Ergebnisse aufgrund erhöhter Scheidungsraten – und damit einhergehend einer höheren Zahl an alleinerziehenden biologischen Müttern – auch aktuell als relevant einstufen (vgl. Franz et al. 1999: 274; Franz 2012: 73, 2007: 99, 2011: 168), andererseits an deren Monieren eines allgemeinen Fehlens männlicher Vorbilder in Kitas und Grundschulen – ähnlich wie bei Radebold – hier vor allem für die Entwicklung von Jungen (vgl. Franz 2012: 73f., 2011: 169).

Relativiert werden die Ergebnisse der Mannheimer Kohortenstudie durch Teilstudien, die selbst mit den Datensätzen aus der Mannheimer Studie arbeiten. Marina Hiltl et al. untersuchen eine Teilstichprobe von 50 ProbandInnen der Geburtenjahrgänge 1935 und 1945, welche sie in den Jahren 2005 bis 2007 einer weiteren Befragung und den daraus gewonnenen Daten einer weiteren Analyse unterzogen. Dabei gehen sie der Frage nach, ob »die globale Belastung in Kindheit und Jugend in einem statistisch bedeutsamen Zusammenhang mit der psychosozialen

36 In der Studie wird von »psychogenen Erkrankungen« gesprochen, wozu »psychosozial beeinflusste[] Störungen« wie bspw. »Psychoneurosen, Persönlichkeitsstörungen, Belastungsreaktionen, somatoforme Erkrankungen« zählen (Franz et al. 1999: 263).

Beeinträchtigung im Erwachsenenalter [stehe]« (Hiltl et al. 2009: 284). Im Gegensatz zu Franz et al. können Hiltl et al. die kriegsbedingte Abwesenheit des biologischen Vaters nicht als Einflussfaktor ausmachen. Allerdings, so halten sie fest, könnten die beiden Studien nicht miteinander verglichen werden, da die Dauer und Qualität der Abwesenheit des biologischen Vaters in den Studien unterschiedlich definiert worden seien (vgl. ebd.: 292). Wolfgang Tress konstatiert im Rahmen seiner Studie, die gleichsam auf Datensätzen der Mannheimer Kohortenstudie basiert, dass auch das Aufwachsen *mit* biologischem Vater in Zusammenhang mit psychischen Beeinträchtigungen gebracht werden könne, sofern der biologische Vater selbst als psychisch belastet eingestuft werden könnte (vgl. Tress 1986: 89ff.; Lieberz 2013: 170f.).

Elmar Brähler et al. wiederum arbeiten zwar weder mit Daten der Mannheimer Studie, noch betrachten sie spezifisch die kriegsbedingte ›Vaterlosigkeit‹. Allerdings können sie durch ihre Studie, in der sie sich mit einem Sample von 103 ›vaterlos‹ aufgewachsenen Personen beschäftigen, die Ergebnisse bisheriger Studien zur ›Vaterlosigkeit‹ als Risikofaktor für psychische Beeinträchtigungen nicht gänzlich bestätigen. Vielmehr könne aus den eigenen Ergebnissen geschlossen werden, dass das Aufwachsen ohne biologischen Vater sogar positive Effekte haben könne. Dies veranlasst Brähler et al. zu der Frage, »ob Familien ohne Vater in jedem Fall ein Defizit oder nicht auch eine Chance darstellen können« (Brähler/Schumacher/Strauss 2000: 291). Daran anschließend stellen sie die Untersuchung und Problematisierung der ›Vaterlosigkeit‹ an sich als zu einseitig zur Diskussion und schlagen eine Akzentverschiebung in Richtung »Qualität des elterlichen Erziehungsverhaltens und [...] innerfamiliäre[r] Beziehungen« vor (ebd.). In einer 2006 erschienenen Publikation von Brähler und Oliver Decker,³⁷ in der u.a. Ergebnisse zu psychosozialen Folgen von ›Vaterlosigkeit‹ anhand repräsentativer Daten vorgestellt werden, wird die »dauernde[] väterliche[] Abwesenheit« allerdings dennoch als folgen-schwer beschrieben (ebd.: 137), wohingegen dies für ein lediglich vorübergehendes Fehlen des biologischen Vaters nicht nachgewiesen werden könne. Was ›dauerhaft‹ bzw. ›nicht dauerhaft‹ bedeutet, lässt sich dem Text leider nicht entnehmen. So kann auch kein Vergleich zur Mannheimer Kohortenstudie gezogen werden, die bereits eine sechsmonatige Abwesenheit

37 Die Ergebnisse wurden bereits zuvor in dem Sammelband *Kindheiten im Zweiten Weltkrieg und ihre Folgen* (2004b) unter Mitarbeit von Hartmut Radebold veröffentlicht. Der Beitrag unterscheidet sich zu dem hier besprochenen lediglich durch eine umfangreichere thematische Einleitung, für die vermutlich Radebold verantwortlich war, sowie durch eine kurze Vorstellung der Befragungsinstrumente (vgl. Brähler/Decker/Radebold 2004: 111ff.). Zudem wurden bereits 2003 Ergebnisse aus der Studie in der Zeitschrift *Psychosozial* publiziert, wobei die Fokussierung auf Folgen von ›Vaterlosigkeit‹ noch ausbleibt (vgl. Brähler/Decker/Radebold 2003).

des biologischen Vaters in den ersten sechs Lebensjahren als Risikofaktor ausgemacht hatte (vgl. Franz et al. 1999: 268).

Ob und ab wann ›Vaterlosigkeit‹ als Risikofaktor für die Entstehung psychischer Beeinträchtigungen gelten kann, wird in den vorgestellten psychologischen Studien sehr heterogen diskutiert.³⁸ In dem von Hermann Schulz, Radebold und Jürgen Reulecke gemeinsam herausgegebenen Band *Söhne ohne Väter* (2005a) wird bereits durch einleitende Thesen – etwa: »Der Verlust des Vaters ist ein brutaler Einschnitt, der den Sohn, das Kind lebenslang begleitet – und beschädigt!« (ebd.: 8) – sowie durch den Titel des gemeinsam verfassten einleitenden Beitrags *Beschädigte Kindheiten – beschädigtes Leben* (2005b) deutlich, dass die Verfasser ›Vaterlosigkeit‹ als (Hoch-)Risikofaktor einordnen. Neben diesem und dem von Radebold verfassten und bereits weiter oben besprochenen Beitrag sind in dem Band Berichte über eine Fragebogenerhebung, die 40 ›vaterlose‹ Söhne umfasst, sowie ein Beitrag von Reulecke zu finden, der sich mit *Vaterlose[n] Söhne[n] in einer ›vaterlosen Gesellschaft‹* (2005) auseinandersetzt und dabei historisch die Veränderung des Vaterbildes sowie -ideals im 20. Jahrhundert nachzeichnet.³⁹ Reulecke fokussiert zusätzlich die wissenschaftliche Thematisierung von ›Vaterlosigkeit‹ nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, wobei er für die Nachkriegsjahre des Zweiten Weltkrieges festhält, dass das ›vaterlose‹ Aufwachsen von Jungen nicht adäquat in Richtung psychischer Beeinträchtigungen untersucht worden sei. In Bezug auf das (›vaterlose‹) Aufwachsen der männlichen ›Kriegskinder‹ bemerkt Reulecke, dass diesen in den Nachkriegsjahren reale männliche Vorbilder fehlten bzw. die zu-meist »alten, oft kranken oder deprimierten Männer [...] [oder] aus dem Krieg zurück gekommene[] Kriegsinvaliden« aufgrund ihres Verhaltens und Auftretens als solche nicht ›taugten‹ (Reulecke 2005: 155f.), weshalb das »Männerbild« lediglich über Jugendliteratur und -zeitschriften vermittelt worden sei (ebd.: 155), in denen Männer ausschließlich in tugend- und heldenhafter Form auftraten (vgl. ebd.: 155ff.).⁴⁰ Abschie-

38 Aufgrund der zahlreichen Publikationen von Franz und Franz et al. und deren Erscheinen nicht nur in Fachzeitschriften, sondern auch in spezifischen Sammel- und Tagungsbänden zu Kriegskindheit(en) kann jedoch davon ausgegangen werden, dass deren Ergebnisse dadurch mindestens einem breiteren Publikum zugänglich wurden als diejenigen Studien, die ›Vaterlosigkeit‹ als Risikofaktor infrage stellen.

39 Die Verfasser geben an, dass die unterschiedliche und vielschichtige Betrachtung der Thematik zum einen einen umfangreichen Überblick gewährleisten und zum anderen nicht nur Fachleuten, sondern auch »Betroffene[n] und sensibilisierte[n] Zeitgenossen« durch diese Form Zugang zu der Thematik gewährt werden solle (Schulz/Radebold/Reulecke 2005a: 13).

40 Ähnlich auch in Reulecke (2013): *Männlichkeit ohne Vätervorbild. Anmerkungen zum männlichen Aufwachsen im frühen 20. Jahrhundert*.

ßend resümiert er, dass gerade diese fiktiven männlichen Vorbilder ›vaterlosen‹ Jungen zur Orientierung dienten, während das Fehlen realer Vorbilder mitunter zu psychischen Beeinträchtigungen im Erwachsenenalter beigetragen haben könnte.

Schulz, Radebold und Reulecke zählen, was ihre Geburtsjahrgänge angeht, alle zu den ›Kriegskindern‹ – sind somit Betroffene – und mindestens Radebold und Reulecke setzen sich in dem Band selbst mit dem eigenen (abwesenden) biologischen Vater auseinander. Wie die Historikerin Dorothee Wierling konstatiert, könne aufgrund der eigenen Betroffenheit der Forschenden die nötige Distanz zum Forschungsgegenstand fehlen, was sich vor allem darin äußere, dass die Problematik nicht differenziert betrachtet und andere ›Kriegskindheiten‹ ausgeblendet würden (vgl. Wierling 2009: 149). Bilanzierend stellt Wierling fest, dass die damals noch ca. zehn Jahre junge ›Kriegskinderforschung‹ von einem westdeutschen, männlichen und akademischen Blick geprägt sei, was auch den Zirkel derjenigen beschreibe, der (bisher) in der Öffentlichkeit und in der Wissenschaft wahrgenommen werde, zu Wort käme und somit den Diskurs bestimmt habe (vgl. ebd.: 145ff.). Im Folgenden sollen deshalb auch solche Arbeiten vorgestellt werden, die die ›Vaterlosigkeit‹ von ›Kriegskindern‹ aus anderen Perspektiven betrachten.

Tatsächlich erschienen die meisten davon erst mit einigen Jahren Verzögerung zu den Arbeiten, die die unwiderrufliche ›Beschädigung‹ männlicher ›Kriegskinder‹ thematisieren. Die Sozialwissenschaftlerin Ulla Roberts publiziert jedoch bereits 1994 ihre Studie *Starke Mütter – ferne Väter*, die das Aufwachsen in der Kriegs- und Nachkriegszeit des Zweiten Weltkrieges von Töchtern und eben nicht von Söhnen fokussiert. Im Mittelpunkt steht die Beziehung zwischen den Töchtern und ihren anwesenden biologischen Müttern – den abwesenden biologischen Vätern wird gleichwohl auch ein Kapitel gewidmet –, womit Roberts auf die »besonders weiblich geprägte Sozialisation« in den Kriegs- und Nachkriegsjahren eingehen möchte (Roberts 1994: 21).⁴¹ In Bezug auf die (psychosexuelle) Entwicklung der Töchter problematisiert auch Roberts zunächst das Fehlen eines (männlichen) Korrektivs, was bisweilen zu einer sehr engen Verbindung mit der biologischen Mutter führen und die Entwicklung zur Selbstständigkeit und Mündigkeit beeinträchtigen könne (vgl. ebd.: 46ff.). Allerdings thematisiert sie anhand der Erzählungen der Töchter auch die (teils) problematische Beziehung zwischen den Töchtern und ihren biologischen Vätern, die nicht ausschließlich während ihrer Abwesenheit

41 Als Material dienen Roberts Fragebögen, (biografische) Interviews, Gespräche aus ihrer psychologischen Beratung sowie Material aus Seminaren und Gesprächskreisen. Insgesamt waren 40 Frauen der Jahrgänge 1933–1943 an der Studie beteiligt. Das Material wurde mit einem ›psychologischen Akzent‹ aus Psychoanalyse und Individualpsychologie interpretiert sowie historisch kontextualisiert (vgl. Roberts 1994: 21ff.)

idealisiert, sondern in einigen Fällen von Anfang an abgelehnt und nach ihrer Wiederkehr in Frage gestellt worden seien (vgl. ebd.: 89ff.). Sie eröffnet dadurch einen differenzierten Blick auf die ›Vaterlosigkeit‹ der Töchter, indem sie die Anwesenheit des biologischen Vaters als ausschließlich positiv infrage stellt.

Die Historikerin Barbara Stambolis beschäftigt sich in ihrer Studie *Töchter ohne Väter* (2012) mit der ›Vaterlosigkeit‹ von weiblichen ›Kriegskindern‹, die kriegsbedingt ihren Vater dauerhaft verloren.⁴² Anlass dafür sieht sie vor allem in der bisherigen Ausrichtung der Forschung auf das Schicksal männlicher ›Kriegskinder‹, welche sie um die Interpretation und historische Einbettung der Erfahrungen der Frauen erweitern möchte (vgl. ebd.: 12). Über das methodische Vorgehen erfahren die Lesenden wenig, Stambolis verweist lediglich knapp auf das der Studie zugrundeliegende Material, welches sich aus einer Fragebogenumfrage sowie unterschiedlich zustande gekommenen längeren und kürzeren schriftlichen und mündlichen Aussagen von insgesamt »etwa 120« Frauen zusammensetzt (ebd.: 15). Über die dadurch erhaltenen »individuelle[n] Lebensgeschichten« möchte sie »bei aller gebotenen Vorsicht verallgemeinerbar[e] [Aussagen, RS] für eine Erfahrungsgruppe« treffen (ebd.: 20). Den weiteren Verlauf der Monografie gliedert Stambolis in unterschiedliche Themenkomplexe, wie bspw. *Der fehlende Vater als Lebensthema, Frauenleben ohne Männer, Aufwachsen ohne Vater* usw., innerhalb derer sie jeweils auf die Erzählungen der Frauen eingeht und diese historisch kontextualisiert. Bilanzierend verweist sie darauf, dass der Verlust des biologischen Vaters ein nachhaltig prägendes Ereignis für die Töchter bedeutet habe, welches nicht immer im Vordergrund gestanden, jedoch im Alter wieder bedeutsamer geworden sei (vgl. ebd.: 187). Dabei sticht laut Stambolis hervor, dass sich die Lebensbeschreibungen der ›vaterlosen‹ Töchter nach dem Verlust des biologischen Vaters auf das Phänomen des »Defizitären« fokussierten (ebd.: 193). Dabei wurde nicht nur der ob der Abwesenheit des biologischen Vaters abhanden gekommene Schutz thematisiert, was dazu geführt haben soll, dass sich die Frauen (teils) lebenslang ›unsicherer‹ fühlten, sondern auch, dass der biologische Vater gefehlt habe, um »sich angstfrei aus der symbiotischen Bindung an die Mutter zu lösen« (ebd.: 189). Zudem spielte die gesellschaftliche Ablehnung ›unvollständiger‹ Familien mit in das Narrativ des ›Defizitären‹ hinein. Stambolis spricht sich jedoch gegen diese rein ›defizitäre‹ Sichtweise auf die Biografien ›vaterloser‹ Töchter aus und betont die aus den schwierigen Lebensumständen entstandenen positiven Faktoren, wie bspw. Selbstständigkeit und Durchsetzungsvermögen (vgl. ebd.: 193). Allerdings stützt sie die ›Defizit-Erzählung‹ mindestens implizit dadurch, dass sie in ihrem bilanzierenden Kapitel darauf

42 In gekürzter Fassung siehe: Stambolis, Barbara (2013): »Es hat mich niemand ins Leben geführt«.

aufmerksam macht, dass (viele) Töchter das »zentrale Gefühl« verspürten, »es habe ihnen niemand, das heißt kein Vater ›die Sterne und die Welt erklärt‹, weshalb sie sich trotz aller Stärken immer wieder als nur wenig selbstsicher erleben« (ebd.: 195).

Weitere Beiträge zur ›Vaterlosigkeit‹ weiblicher ›Kriegskinder‹, die wiederum auf einem Teil des Materials der Studie von Stambolis basieren, stammen von der Psychologin Insa Fooken. Sie betrachtet dabei aus entwicklungspsychologischer Perspektive die offenen Fragebogenantworten von 84 Frauen, die – wie oben bereits erwähnt – kriegsbedingt ihren biologischen Vater dauerhaft verloren hatten und dieser folglich physisch nicht mehr anwesend war.⁴³ Dabei lässt Fooken u.a. Aspekte der Identitätsentwicklung (Erikson), aus der Vulnerabilitäts- und Resilienzforschung sowie der transgenerationalen Weitergabe »frühe[r] belastende[r] Lebensbedingungen« (Fooken 2013: 87) in die Auswertung mit einfließen (vgl. ebd.: 95ff.). Zusammenfassend hält sie fest, dass der Verlust des biologischen Vaters sowie die damit einhergehenden Ereignisse »nachhaltige, wenngleich durchaus unterschiedliche Folgen im weiteren Lebensverlauf [...] hinterlassen« hätten (ebd.: 114). Als mögliche Folgen arbeitet Fooken bspw. Probleme bei der Identitätsentwicklung ob des Fehlens des biologischen Vaters sowie Probleme bei der Ablösung von der biologischen Mutter heraus. Zudem könne ein fehlendes männliches Vorbild zu Problemen bezüglich heterosexueller Beziehungen führen. Der fehlende biologische Vater werde vom Großteil der Frauen in unterschiedlicher Intensität – manchmal lebenslang – »sehnsüchtig« vermisst (vgl. ebd.: 101ff.).⁴⁴ Neben den Folgen geht Fooken auch auf Faktoren ein, die das Erlebte im positiven Sinne beeinflussen konnten. Eine Verarbeitung des Verlustes sei dann besser möglich gewesen, wenn die Ursachen des Todes geklärt und der Tod des biologischen Vaters betrauert werden konnte (vgl. ebd.: 114). Zudem soll die eigene »psychische Widerstandskraft« dazu beigetragen haben, sich die »Lebensgeschichte nicht ausschließlich als Opfergeschichte [anzueignen]« (Fooken 2014: 19).

Die Historikerin Lu Seegers gibt mit ihrer Studie »*Vati blieb im Krieg*« (2013a) einen umfassenderen Blick auf kriegsbedingte ›Vaterlosigkeit‹, indem sie u.a. 40 lebensgeschichtliche Interviews sowohl von weiblichen als auch männlichen ›Kriegskindern‹ aus der BRD, der ehemaligen DDR und

43 Fooken verweist auf den Erfahrungsunterschied derjenigen Töchter, die die dauerhafte physische Abwesenheit des biologischen Vaters erlebten, und derjenigen, deren biologische Väter aus dem Krieg als körperlich und psychisch versehrt zurückkehrten, schließlich hätte das Idealbild des Vaters bei letzteren leichter erschüttert werden können (vgl. Fooken 2014: 17f.).

44 In weiteren Aufsätzen fokussiert Fooken vor allem den Aspekt der Sehnsucht nach dem Vater, die nicht selten mit Gefühlen von ›Unvollständigkeit‹ einhergehe (vgl. Fooken 2012: 505ff., 2014: 23ff.).

aus Polen analysiert (vgl. ebd.: 14).⁴⁵ Mit dieser Öffnung versucht sie nicht zuletzt, die bisherige Fokussierung auf vor allem westdeutsche (männliche) Personen mit akademischem Hintergrund aufzubrechen, sondern exemplarisch durch die Betrachtung Polens den nationalen Erfahrungsraum um einen transnationalen zu erweitern. Bei der Betrachtung des Phänomens der ›Vaterlosigkeit‹ möchte Seegers dieses in die Biografie der Befragten einordnen und nicht – wie bisher meist geschehen – übergreifend als Erläuterung »›für Probleme und Konflikte‹« heranziehen (Jureit 2006: 49 zit. nach ebd.: 11). Bei der Auswertung der Interviews achtet Seegers deshalb darauf, nicht nur Ausschnitte der Biografien, sondern Biografien vielmehr als Ganzes zu betrachten. Zudem berücksichtigt sie, dass Erzählungen und Erinnerungen sich verändern können und diese nicht unabhängig von (zeit-)spezifischen Diskursen entstehen, sondern sogar deren Codes folgen können (vgl. Seegers 2013a: 14). Am bisherigen Diskurs über ›Kriegskinder‹ kritisiert sie die dadurch entstandene Homogenisierung der ›Kriegskinder‹ zu einer Generation, die durch die Fokussierung auf ›Vaterlosigkeit‹ als folgenschweres Ereignis und Traumatisierung gekennzeichnet sei, sowie die damit einhergehende »Psychologisierung von Geschichte«, durch »die Leitbildfunktion von Psychotherapeuten« im wissenschaftlichen und öffentlichen Diskurs (ebd.: 16). Seegers schließt damit nicht die ›Vaterlosigkeit‹ als folgenschweres Ereignis aus, jedoch möchte sie in ihrer Studie über die Betrachtung der subjektiven Rahmenbedingungen und die historische Kontextualisierung der heutigen Erzählungen und Sinnzuschreibungen der Befragten einen differenzierteren Blick auf ›Vaterlosigkeit‹ erlangen. Durch die Einordnung der Erzählungen in den jeweiligen (historischen) Kontext sowie den dazugehörigen Diskursraum kommt Seegers zu dem Schluss, dass das Erklärungsmuster ›Vaterlosigkeit‹ für psychische Folgen sowie die zuvörderst vorgenommene Positionierung als ›Kriegskind‹ ein westdeutsches Phänomen zu sein scheint. In den Erzählungen der in der ehemaligen DDR aufgewachsenen und lebenden Personen habe vielmehr die Thematik der Wiedervereinigung Deutschlands im Vordergrund gestanden, die ebenfalls mit der psychischen Verfassung verknüpft worden sei. In Bezug auf die polnischen Interviewten hingegen hält Seegers fest, dass viel weniger über eigene Befindlichkeiten im Zusammenhang mit den Zweiten Weltkrieg gesprochen wurde, was sie mit der polnischen Erinnerungskultur in Verbindung bringt, in der subjektive hinter kollektiven Erfahrungen anstünden (vgl. ebd.: 546). Seegers resümiert deshalb, dass ›Vaterlosigkeit‹ von Betroffenen

45 Bereits in früher erschienenen Publikationen beschäftigte sich Seegers über die Analyse lebensgeschichtlicher Interviews mit der ›Vaterlosigkeit‹ von ›Kriegskindern‹, wobei die Perspektive der polnischen Betroffenen noch nicht betrachtet wurde (vgl. Seegers 2008, 2009). Für den Fokus der Analyse auf die Kategorie Geschlecht siehe: Seegers, Lu (2013b): *Kriegsbedingte Vaterlosigkeit: Geschlechtsspezifische Erfahrungen und Deutungen in Deutschland und Polen*.

immer subjektiv ausgedeutet wird, wobei neben »individuellen Umständen [...] Geschlecht, Schichtzugehörigkeit, Bildungsstand und gesellschaftspolitische Bedingungen« eine große Rolle spielten (ebd.).

Parallel zu den ›Kriegskindern‹ rücken ab den 1990er Jahren weitere Gruppierungen in den wissenschaftlichen und öffentlichen Fokus, deren Kindheit als durch den Zweiten Weltkrieg stark beeinflusst bzw. geschädigt betrachtet wird und die ebenfalls von ›Vaterlosigkeit‹ betroffen waren bzw. sind. Dazu zählen zunächst vor allem die ›Wehrmachtskinder‹, die während des Zweiten Weltkrieges außerhalb Deutschlands im europäischen Umland geboren wurden. So wurde mit den norwegischen, den niederländischen und schließlich den dänischen ›Wehrmachtskindern‹ zwischen Ende der 1990er und Anfang der 2000er Jahre eine Fragebogenumfrage durchgeführt, die 250 geschlossene sowie offene Fragen zu unterschiedlichen Themengebieten beinhaltete, durch die auch die familiäre Situation, die den (meist) abwesenden biologischen Vater einschloss, abgefragt wurde (vgl. Mochmann/Larsen 2005; Mochmann 2008: 58f.).⁴⁶ Die Thematik der ›Vaterlosigkeit‹ wird sowohl für norwegische, niederländische als auch dänische ›Wehrmachtskindern‹ nicht direkt problematisiert, wohl aber das fehlende Wissen über die biologische Herkunft, das durch das Schweigen der biologischen Mütter und/oder des Umfeldes entstanden sei. Dies soll für fast die Hälfte der dänischen Befragten, ca. 1/3 der norwegischen (vgl. Mochmann/Larsen 2008: 360) und »viele der [niederländischen] Befragten« der Fall gewesen sein (Diederichs 2009: 317).⁴⁷ Mit dem fehlenden Wissen über die biologische Herkunft ist meistens ein fehlendes Wissen über den biologischen Vater gemeint, welches zumindest für die norwegischen und dänischen ›Wehrmachtskinder‹ mit einer problematischen Identitätsentwicklung in Zusammenhang gebracht wird, die wiederum zu negativen psychische Folgen führen könne (vgl. Mochmann/Larsen 2008: 360). Die Suche nach dem biologischen Vater sei dabei für die dänischen ›Wehrmachtskinder‹ ein Weg, mehr über die eigene Identität

46 Die Studie wurde unter dem Titel *A Comparative Study on Danish, Norwegian and Dutch war children* unter der Leitung von Stein Ugelvik Larsen durchgeführt. Länderspezifisch wurden Daten zunächst 1997 in Norwegen erhoben, wobei Personen über den *norwegischen Kriegskinderverbund* rekrutiert wurden (vgl. Mochmann/Larsen 2005), 2001 dann auch in den Niederlanden (vgl. Diederichs 2009: 317) und schließlich 2003 in Dänemark, durch Rekrutierung über den *dänischen Kriegskinderverbund* (vgl. Mochmann/Larsen 2005).

47 Fraglich ist, was in diesem Kontext ›viele‹ bedeutet bzw. welchen Eindruck die Verwendung dieses Begriffs den Lesenden vermitteln soll. Das Sample der Studie beläuft sich auf gerade einmal 52 Teilnehmer_innen, von insgesamt geschätzt 12.000 bis 15.000 niederländischen ›Wehrmachtskindern‹ und liefert demnach keine repräsentativen Daten, was ebenfalls für die Studien zu den norwegischen und dänischen Kindern gilt (vgl. Kleinau/Piske 2021: 232).

– geknüpft an Ähnlichkeiten mit dem biologischen Vater – zu erfahren (vgl. Mochmann/Øland 2009: 298). Auch hier wird demnach die Abwesenheit des biologischen Vaters problematisiert und ein Mehr an Wissen über diesen bzw. gar ein Kennenlernen mit positiver Erkenntnis und Entwicklung in Verbindung gebracht.

Die Studien zu ›Wehrmachtskindern‹ werden in dieser Arbeit vor allem deshalb genannt, weil sich in der Fachliteratur über ›Besatzungskinder‹ an deren Methoden und Ergebnissen zu den Folgen der ›Vaterlosigkeit‹ orientiert wird. So werden bspw. Identitätsfragen ebenso an ein Wissen über bzw. Kennenlernen des biologischen Vaters geknüpft wie sich auch an die Argumentation aus dem Fachdiskurs zur kriegsbedingten ›Vaterlosigkeit‹ angelehnt wird, nach der das Aufwachsen mit der alleinerziehenden biologischen Mutter und ohne biologischen Vater als defizitär für die psychische und psychosexuelle Entwicklung ausgegeben wird (vgl. Kapitel II 4.).⁴⁸

Forschungsdesiderate

Als bedeutsamste ›Lücke‹ in der Forschung ist zu nennen, dass bislang keine Studie vorliegt, die sich auf die ›Vaterlosigkeit‹ von ›Besatzungskindern‹ fokussiert. Zwar stellt ›Vaterlosigkeit‹ ein zentrales und problembehaftetes Thema in den unterschiedlichen Studien zu (*weißen*) ›Besatzungskindern‹ dar, jedoch liegt bisher – wie ich im Folgenden zeigen werde – keine aussagekräftige (klinische) Studie vor, die mögliche (psychische) Auswirkungen von ›Vaterlosigkeit‹ für ›Besatzungskinder‹ ins Zentrum der Auseinandersetzung rückt. Anhand der Fallzahlen und der Untersuchungsinstrumente eines psychologisch ausgerichteten Forschungsprojektes zu ›Besatzungskindern‹, welches an den Universitäten Leipzig und Greifswald angesiedelt war, können allenfalls Tendenzen ausgemacht werden, sie lassen jedoch keine verlässlichen Schlüsse und allgemeingültigen Aussagen zur psychischen Verfasstheit von ›vaterlosen‹ ›Besatzungskindern‹ zu. Das Forschungsteam macht selbst darauf aufmerksam, wurden die Fragebögen doch zu den Proband_innen nach Hause gesendet, weshalb die daraus gewonnenen Daten allein deren Selbsteinschätzung entstammen (vgl. Kaiser et al. 2015c: 746f.; Glaesmer et al. 2017: 1152ff.; Kaiser et al. 2018: 202). Trotz fehlender verlässlicher Daten wird im nahezu ausschließlich geschichtswissenschaftlich geprägten Fachdiskurs über ›Besatzungskinder‹ aufgrund von Selbsteinschätzungen und einzelnen Aussagen von Betroffenen sowie unter Rückgriff auf Studien über andere ›vaterlos-

48 Da in Kapitel II 4. der vorliegenden Arbeit eine detaillierte Analyse der Fachliteratur über ›Besatzungskinder‹ mit Fokus auf das Thema ›Vaterlosigkeit‹ erfolgt, wird, um Redundanz zu vermeiden, im Forschungsstand auf eine weitere Vorstellung verzichtet.

aufwachsende Kinder psychische Versehrtheit – vor allem die ›Identitätskrise‹ – in Zusammenhang mit der Abwesenheit des biologischen Vaters attestiert (vgl. Kapitel II 4.4.3). In der vorliegenden Studie schließe ich mich Landolf an, der konstatiert, dass ›Vaterlosigkeiten‹ je nach Rahmenbedingungen differenziert(er) betrachtet werden müssen (vgl. Landolf 1968: 12f.).

Wie anhand des Forschungsstandes zur (kriegsbedingten) ›Vaterlosigkeit‹ gezeigt werden kann, ist der Diskurs vor allem psychologisch und psychoanalytisch geprägt. Aufgrund spezifischer entwicklungspsychologischer Bezugskonzepte wird in der bereits genannten Fachliteratur das Fehlen des (biologischen) Vaters für die Entwicklung des Kindes meist als defizitär gedeutet, was dazu führt, dass in vielen der Studien ›Vaterlosigkeit‹ mit psychischen Beeinträchtigungen in Verbindung gebracht wird. Dies geschieht jedoch nicht nur in den Studien mit klarer entwicklungs-, sozialpsychologischer oder psychoanalytischer Ausrichtung. Die Forschung zur (kriegsbedingten) ›Vaterlosigkeit‹ greift häufig auch in anderen Disziplinen auf eine daran angelehnte sowie psychologisierende Argumentation zurück. Bisher hat lediglich Seegers bezüglich des ›Vaterlosigkeitsdiskurses‹ um ›Kriegskinder‹ zumindest auf eine »Psychologisierung von Geschichte« hingewiesen (Seegers 2013a: 16), stellt diese aufgrund ihrer Fragestellung jedoch nicht ins Zentrum ihrer Studie. Allerdings ermöglicht sie durch ihre gründliche Analyse der lebensgeschichtlichen Erzählungen von ›Kriegskindern‹ als eine der wenigen, einen differenzierteren Blick auf das Phänomen der ›Vaterlosigkeit‹ zu erlangen, durch den sichtbar wird, dass je nach Rahmenbedingungen des Aufwachsens, je nach historischem, gesellschaftlichem und politischem Kontext ›Vaterlosigkeit‹ zum leidvollen (Lebens-)Thema werden kann oder eben auch nicht.⁴⁹ Eine ähnlich gründliche Herangehensweise an lebensgeschichtliche Erzählungen von ›Besatzungskindern‹ wäre

49 Hier sei zudem auf die Monografie *Der abwesende Vater – Wege aus der Vaterlosigkeit. Der Fall Thomas Bernhard* (2007) von der Soziologin Dorett Funcke verwiesen. Diese setzt sich aus sozialisationstheoretischer Perspektive mit dem Fallbeispiel des ›vaterlosen‹ Autors Thomas Bernhard auseinander und tritt ebenfalls für eine erweiterte Betrachtung von ›Vaterlosigkeit‹ und einer dadurch vermeintlich beeinträchtigten Sozialisation ein. Trotz seines fehlenden biologischen Vaters hätte Bernhard eine gelingende Sozialisation erfahren, weshalb Funcke die Beschränkung innerhalb der Sozialisationsforschung ausschließlich auf die Triade Mutter-Vater-Kind infrage stellt. Sie spricht sich daher für eine »Mehrebenensozialisationsforschung« aus (ebd.: 316), die auch andere, an der Sozialisation des Kindes beteiligte Personen sowie die Rahmenbedingungen des Aufwachsens des Kindes in die Analyse mitnehme, wengleich die »triadische[] Interaktionsstruktur als eine[] notwendige[] Konstitutionsbedingung von Sozialisation« nicht von der Hand zu weisen sei (ebd.).

auch für die weitere Beforschung der Thematik der ›Vaterlosigkeit‹ wünschenswert.

Die Psychologisierung der ›Vaterlosigkeitsthematik‹ in der Fachliteratur über ›Besatzungskinder‹ ist bisher weder als solche benannt noch dezidiert herausgearbeitet worden. Es handelt sich demnach um ein weiteres Forschungsdesiderat, welches in Zusammenhang mit der Analyse der Thematisierung von ›Vaterlosigkeit‹ in der Fachliteratur über ›Besatzungskinder‹ im Mittelpunkt dieser Studie steht. Am Beispiel des Fachdiskurses über ›Besatzungskinder‹ wird somit erörtert, wie das Thema ›Vaterlosigkeit‹ verhandelt wird und welche Aspekte zu einer spezifischen (psychologisierten) dominanten Erzählung beigetragen haben könnten.

Der Forschungsstand zeigt zudem, dass dem Fachdiskurs über ›Vaterlosigkeit‹ psychologische und psychoanalytische Konzepte und Modelle – bspw. Triangulierung und Ödipuskomplex – (implizit) zugrunde gelegt werden, durch die der (biologische) Vater ins Zentrum gerückt und als unabdingbar für die psychische Gesundheit der Kinder hingestellt wird. Somit wird das Aufwachsen bei der biologischen Mutter und/oder anderen Personen zumindest implizit als ›unzureichend‹ für die ›gesunde‹ Entwicklung des Kindes deklariert, was nicht nur die biologische Mutter ausschließlich in Verbindung zum biologischen Vater als ausreichend erscheinen lässt, sondern auch auf ein traditionell-bürgerliches Familienideal sowie damit verknüpfte Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit rekurriert. Diese Aspekte werden gleichsam in der Fachliteratur über ›Besatzungskinder‹ deutlich (vgl. Kapitel II 4.5). In der vorliegenden Arbeit werden deshalb nicht nur die implizit zugrundeliegenden psychologischen und psychoanalytischen Konzepte, die die Wichtigkeit des Vaters und somit die Vaterzentrierung im Fachdiskurs über ›Besatzungskinder‹ stützen, durch die Analyse der Fachliteratur über ›Besatzungskinder‹ sichtbar gemacht. Vielmehr geht die vorliegende Arbeit einen Schritt weiter und widmet sich dem Forschungsdesiderat, die psychologischen und psychoanalytischen Konzepte ihrerseits auf deren mögliche Vaterzentrierung hin zu befragen.

3. Anmerkungen zum (methodischen) Vorgehen und erste theoretische Implikationen

Das Herzstück der vorliegenden Studie teilt sich in drei Kapitel auf, die sich aufeinander beziehen, jedoch absichtlich getrennt voneinander bearbeitet werden: In Kapitel II steht unter dem Stichwort ›Vaterlosigkeit‹ die Analyse der Fachliteratur über ›Besatzungskinder‹ im Mittelpunkt, wobei die Zentrierung auf den Vater, deren Entstehung über Mechanismen der Psychologisierung angenommen wird, als dominante Erzählung herausgearbeitet wird. In Kapitel III findet daran anknüpfend die Beschäftigung mit der Stellung

des Vaters in der psychoanalytischen Theorie Freuds statt, die in dem abschließenden Kapitel IV genutzt wird, um die Vaterzentrierung in der Fachliteratur über ›Besatzungskinder‹ kritisch zu untersuchen und zeitgleich zu einer Dezentrierung des biologischen Vaters beizutragen.

Die gezielte Analyse des Phänomens der ›Vaterlosigkeit‹ in der Fachliteratur über ›Besatzungskinder‹ stellt keine willkürlich getroffene Entscheidung dar. Während meiner dreijährigen Projektmitarbeit und Forschungstätigkeit zwischen 2015 und 2018 innerhalb des von der DFG geförderten Forschungsprojektes ›Besatzungskinder‹ in Nachkriegsdeutschland. Bildungs- und Differenzenerfahrungen⁵⁰ erfolgte bereits eine erste gründliche und kritisch-hermeneutische Lektüre der Fachliteratur. Vor allem stand jedoch die Analyse lebensgeschichtlicher Interviews von Betroffenen im Mittelpunkt,⁵¹ wobei sich die ›Vaterlosigkeit‹ als ein zentrales (Gesprächs-)Thema sowohl in der Fachliteratur, den geführten Interviews⁵² als auch in den Betroffenen-Netzwerken⁵³ ausmachen ließ. Dabei fiel auf, dass gerade beim Thema ›Vaterlosigkeit‹ bzw. abwesender (biologischer) Vater zur theoretischen Unterfütterung fast ausschließlich Literatur zur Verfügung steht, in der ein einseitiger und psychologisch geprägter Blick vorherrscht (vgl. Kapitel I 2.). Dieser trug unter anderem zur Entwicklung

50 Siehe hierzu die Projekt Website: Forschungsprojekt ›Besatzungskinder‹, <https://besatzungskinder.uni-koeln.de/>.

51 Die Auswertung der narrativ-biografischen Interviews in dem Forschungsprojekt erfolgte in Anlehnung an Theodor Schulzes Konzept der Topoanalyse reflexiv-hermeneutisch (vgl. Schulze 2013), wobei je nach Schwerpunktsetzung in den Interviews die theoretische Fundierung der Interpretationsansätze ausgewählt wurde.

52 Zu den 18 lebensgeschichtlichen Interviews muss ergänzt werden, dass in diesen zwar fast immer über den abwesenden biologischen Vater gesprochen bzw. berichtet wurde, die Interviewees jedoch aufgrund des Projektstitels auch als ›Besatzungskinder‹ angesprochen wurden. Der abwesende biologische Vater konnte deshalb zwar als ein zentrales Thema in den Interviews ausgemacht werden, dessen Stellung in der eigenen Biografie der Interviewten wurde allerdings unterschiedlich gewertet. Die Spannweite reichte dabei vom abwesenden Vater und der Suche nach diesem als Lebensthema und -mittelpunkt bis hin zur Gleichgültigkeit bzw. zum Desinteresse ihm gegenüber (vgl. Kleinau/Schmid 2019: 245f.).

53 In den Netzwerken wie bspw. *Russenkinder e.V.*, *Distelblüten – Russenkinder in Deutschland*, *Couers sans frontières* oder *GI Trace* steht neben dem Austausch mit gleichgesinnten Personen vor allem die Suche nach den abwesenden biologischen Vätern im Mittelpunkt. Es kann demnach davon ausgegangen werden, dass vor allem Personen, die sich vermutlich schon länger mit ihrem Status als ›Besatzungskind‹ und mit ihrer ›Vaterlosigkeit‹ auseinandersetzen, den Weg in solche Netzwerke suchen und finden. Personen, die keine ›Vaterlosigkeit‹ verspüren bzw. sich nicht von dieser betroffen fühlen, sind wahrscheinlich in den Netzwerken unterrepräsentiert.

der Forschungsfrage dieser Arbeit und damit einhergehend zu einer kritischen, auf ›Vaterlosigkeit‹ fokussierten Lektüre der Fachliteratur bei. Dabei handelt es sich nicht um eine ›Vormeinung‹ (Gadamer 1993 [1959]: 60), welche den Texten einfach ›übergestülpt‹ wird. Vielmehr wurde das Thema ›Vaterlosigkeit‹ erst durch eine möglichst offen gehaltene Lektüre als dominantes Thema innerhalb der Fachliteratur erkennbar und der Interpretationsansatz der vorliegenden Studie durch immer wiederkehrende Lektüre der Texte – im Sinne des hermeneutischen Zirkels bzw. der »Spirale« (Schulze 2013: 416) – auf seinen zentralen Gehalt, auf »Herkunft und Geltung« geprüft (Gadamer 1993 [1959]: 60). Weitere, in der Fachliteratur besprochene Schwerpunkte, wie bspw. Diskriminierung und Stigmatisierung der ›Besatzungskinder‹, wurden deshalb aber nicht vernachlässigt, sondern im Zusammenspiel mit der ›Vaterlosigkeit‹ berücksichtigt. In erster Linie steht in Kapitel II 4. jedoch im Mittelpunkt, wie ›Vaterlosigkeit‹ in der Fachliteratur diskutiert wird und welche vorherrschende Erzählung über ›Vaterlosigkeit‹ sich daraus ergibt. Über die Kontextualisierung kristallisieren sich zeitgleich mögliche zugrundeliegende Theoreme und Mechanismen heraus. Das Vorgehen in der vorliegenden Arbeit zielt dabei nicht auf die eine ›Wahrheit‹, den einen ›tatsächlichen‹ Ursprung für die in der Fachliteratur stattfindende Thematisierung von ›Vaterlosigkeit‹ ab, vielmehr wird ein möglicher Interpretationsansatz aufgezeigt, der zu eben dieser Thematisierung geführt haben könnte. Es ist damit also keineswegs ein allgemeingültiger Anspruch verbunden, da davon ausgegangen wird, dass subjektive Momente jedem Forschungsprozess immanent sind. Zum einen sind die Auswahl der Forschungsfrage, des zu untersuchenden Materials sowie der theoretischen Zugänge selektiv, da sich diese zumindest teilweise aus der durch lebensgeschichtliche Erfahrungen geprägten individuellen Einstellung gegenüber dem Forschungsgegenstand sowie einer gewissen Affinität gegenüber Methoden und Theorien ergeben. Zum anderen begleiten diese subjektiven Erfahrungen und Vorannahmen immer auch den Interpretationsprozess (vgl. Schulze 2013: 415f.). Allerdings werden in der vorliegenden Studie bei der Analyse der Fachliteratur die Interpretationsansätze für die Leser_innen nachvollziehbar gemacht, indem Annahmen und ihnen zugrundeliegende theoretische Implikationen nicht nur benannt, sondern auch erläutert werden. Somit sind gemäß einer hermeneutischen Logik »der Prozess der Forschung und sein Nachvollzug« wichtige Punkte der vorliegenden Arbeit (ebd.: 416), die sich nicht zuletzt in deren Aufbau widerspiegeln.

Das Phänomen der Psychologisierung nimmt in der hier analysierten Fachliteratur über ›Besatzungskinder‹ einen besonderen Platz ein. Es stellt eins der Bindeglieder zwischen der angenommenen Vaterzentrierung und dem angenommenen Bezug zu psychoanalytischen Theoremen dar, weshalb dieses in Kapitel II 5. vertiefend untersucht wird. U.a. wird dabei herausgearbeitet, dass Psychologisierungen auf einem

alltäglichen und dementsprechend vereinfachten Verständnis psychologischer und psychoanalytischer Theorie fußen, welches sich – vor allem unreflektiert – auf die Forschungsprozesse zur ›Vaterlosigkeit‹ von ›Besatzungskindern‹ auswirkt. Dadurch soll jedoch psychoanalytischen Theorien in diesem Forschungskontext keine Relevanz abgesprochen werden, sondern darauf hingewiesen werden, dass sich entsprechend guter wissenschaftlicher Praxis gründlich mit Theorien auseinandergesetzt werden muss. Deshalb wird in Kapitel III zum einen ein fundiertes und eben nicht alltägliches Verständnis psychoanalytischer Theorien erarbeitet und zum anderen der Frage nachgegangen, ob die Theorie wiederum nutzbar gemacht werden kann, um die Aspekte der ›Vaterlosigkeit‹ von ›Besatzungskindern‹, so wie sie aus der Fachliteratur herausgearbeitet werden, kritisch zu hinterfragen. Diese Auseinandersetzung erfolgt vertieft in Kapitel IV.

Den Ausgangspunkt bildet dabei aus mehreren Gründen die Psychoanalyse Sigmund Freuds: (1) Durch Freud konnte sich in der Theorie der Psychoanalyse der Ödipuskomplex als grundlegender und entscheidender Konflikt etablieren, dem jede Person in ihrer Kindheit ausgesetzt sei und bei welchem neben der Mutter dem Vater als Repräsentant des Phallus eine besondere Position zugesprochen wird. Der Ödipuskomplex wird noch heute im Fachdiskurs über (kriegsbedingte) ›Vaterlosigkeit‹ als ein wichtiger Indikator für die Entwicklung einer Person sowie deren psychische Verfassung betrachtet, die ob des Fehlens des biologischen Vaters problematisiert wird. (2) Die freudsche Theorie kann zudem als Ausgangspunkt für weitere Entwicklungen innerhalb der Psychoanalyse gewertet werden. Dies soll nicht damit verwechselt werden, dass der freudschen Psychoanalyse eine Vorrangstellung gegenüber anderen psychoanalytischen Strömungen und Schulen eingeräumt wird oder Psychoanalyse nicht von der Person Freud zu trennen sei. Der Historiker Uffa Jensen bspw. kritisiert, dass »[d]ie Geschichtsschreibung zur Psychoanalyse im Wesentlichen auf einem Zentrumsnarrativ mit entsprechenden Vorstellungen von Rezeption, Diffusion und Popularisierung« basiere, welches eng mit der Person Freud und einem »westliche[n] Verständnis« verknüpft sei (Jensen 2019: 24). Damit spricht er Freud und dem Wiener Zirkel jedoch eine gewisse (Macht-)Position innerhalb der Psychoanalyse nicht ab, die s.E. unbedingt bei einer historischen Analyse beachtet werden müsse. Vielmehr sollten diese laut Jensen nicht als natürliche Gegebenheiten angesehen werden (vgl. ebd.: 24ff.).⁵⁴ Für die vorliegende Studie müssen jedoch mehrere Dinge beachtet werden: Zum einen lässt sich Kritik

54 Durch die Betrachtung der Entwicklung der Psychoanalyse in Berlin, London und Kalkutta versucht Jensen (2012) in seiner Monografie *Wie die Couch nach Kalkutta kam* dem ›Zentrumsnarrativ‹ entgegenzuwirken.

an freudschen Konzepten – wie bspw. dem Ödipuskomplex – besser verstehen, wenn sich gründlich mit eben *seinen* Texten auseinandergesetzt wird. Jegliche Kritik an freudschen Texten stellt immer schon eine subjektive Auswahl und Interpretation dieser durch die Kritiker_innen dar. Kritikpunkte an der ›subjektiv-gefärbten‹ Interpretation kommen bspw. von der Psychoanalytikerin Juliet Mitchell. Freuds feministischen Kritikerinnen⁵⁵ wirft sie vor, »seine Theorie nicht nur häufig in einen Topf [...] mit Pseudo- und Vulgär-Freudianismus [geworfen]« zu haben (Mitchell 1976: 11 f.), sondern seine Texte zur Weiblichkeit entweder über Sekundärlektüre oder nur selektiv gelesen sowie »aus dem größeren Zusammenhang der Psychoanalyse herausgerissen« zu haben (ebd.: 12). Psychoanalytische Begrifflichkeiten, Mitchell nennt als Beispiel »Penisneid« (ebd.), wären jedoch lediglich in genau diesem Zusammenhang verstehbar, sie hätten symbolischen Gehalt und dürften nicht wortwörtlich genommen werden. Auch die Erziehungswissenschaftlerin und Geschlechterforscherin Barbara Rendtorff stützt aus einer aktuelleren Position heraus diese These und hält für die von ihr als »antipsychoanalytisch[]« betitelten Kritiken (Rendtorff 2018: 28), wozu sie bspw. die von Kate Millet und auch Simone de Beauvoir zählt, fest,

dass diese »die Psychoanalyse als eine Art Rechtfertigung der gesellschaftlichen Minderbewertung von Frauen« gelesen hätten »– sie [die Psychoanalyse, RS] sei eingefärbt durch männliche Denkgewohnheiten [...] und damit auch für den Fortbestand frauenfeindlichen Denkens verantwortlich zu machen.« (ebd.)

Diese Minderbewertung von Frauen und männliche Denkgewohnheiten können sowohl im ›Vaterlosigkeitsdiskurs‹ über ›Kriegskinder‹ als auch im ›Vaterlosigkeitsdiskurs‹ über ›Besatzungskinder‹ ausgemacht werden, denen explizit und implizit psychoanalytische Konzepte zugrunde liegen. Vor diesem Hintergrund erachte ich es für die vorliegende Studie als wichtig, durch die eigene Lektüre der freudschen Texte herauszuarbeiten, ob diese Denkgewohnheiten tatsächlich auch schon seine Theorie durchziehen oder aber, wie Mitchell und Rendtorff vermuten, erst über deren (verkürzte) Rezeption entstanden sind. Mitchell geht nämlich in Bezug auf Freuds Schriften zur Weiblichkeit vielmehr davon aus, dass diese doch genau »das Fundament einer psychologischen Erklärung der inferiorisierten und zum anderen (zweiten) Geschlecht gestempelten Frauen im Patriarchat [liefern]« (Mitchell 1976: 460). Und auch Rendtorff sieht in der Psychoanalyse Freuds – und deren Relektüre durch Jacques Lacan –

55 Mitchell bezieht sich in ihrem Kapitel *Die Feministinnen* auf Kritiken von Simone de Beauvoir, Betty Friedan, Eva Figs, Germaine Greer, Shulamith Firestone und Kate Millet (vgl. Mitchell 1976: 339ff.).

»nicht ein normatives Vergleichen, sondern [die Psychoanalyse] entlastet geradezu von der Orientierung an den Maßstäben anderer [...], sie legt nicht fest, wie jemand sein sollte, sondern hält Entwicklungen in ihrem Ausgang prinzipiell offen und beweglich.« (Rendtorff 2008: 124f.)

Über die eigene Lektüre von Freuds Texten wird somit die Interpretationsschleife umgangen, die sich aus der Lektüre von Sekundärliteratur ergeben würde. Dies geschieht nicht zuletzt, weil »[d]ie Selbstzumutung der anstrengenden Lektüre [...] grundlegende Voraussetzung zur Befähigung [ist], in den wissenschaftlichen Diskurs eintreten zu können« (Engelmann 2019: 89). Sie ist ferner damit verbunden, eine eigene Interpretation freudscher Texte vornehmen und die Kritik an freudschen Konzepten besser nachvollziehen zu können. Damit werden Rezeptionen und Kritiken nicht auf »deren [allgemeine, RS] Legitimität« überprüft (Jensen 2019: 25), sondern es wird deren theoretischer Gehalt für die Fragestellung der vorliegenden Studie ausgemacht. Zum anderen muss in Bezug auf Jensens Kritikpunkt des »Zentrumsnarrativs« betont werden, dass in der vorliegenden Arbeit dementsprechend nicht die Person Freud im Mittelpunkt der Betrachtungen steht, sondern seine theoretischen Konzepte, die ebenfalls auf deren Gehalt und Beschränkungen für die Kritik an der Vaterzentrierung befragt werden (vgl. Kapitel III und vor allem IV). (3) Die gründliche Auseinandersetzung mit der freudschen Theorie geschieht zudem mit der Intention, dass diese die Grundlage für zahlreiche – teils konträr geführte – Diskussionen bildet(e). Die Debatten fanden bzw. finden oft zwischen zwei Lagern statt: demjenigen, das die freudsche Theorie als gesellschaftskritisches Instrument verteidigt(e), und demjenigen, welches zumindest große Teile der Theorie ablehnt(e) oder so verändert(e), dass deren Grundgedanken nicht mehr erkennbar sind. Beispielsweise fasst die Soziologin Katharina Liebsch treffend für den feministischen Diskurs zur Psychoanalyse Freuds ab Mitte der 1970er Jahre zusammen, dass

»die Debatten um die Frage [kreisten], ob Freuds Bild vom »Mängelwesen Frau« [...] schlicht eine weit verbreitete männliche Abwertung von Frauen reproduziert oder ob das Bild als Kritik an der gesellschaftlichen Unterordnung der Frauen gelesen werden sollte – als metaphorischer und drastischer Hinweis auf den bis heute gültigen gesellschaftlichen Tatbestand, dass Frauen hinsichtlich der Beteiligung an wichtigen gesellschaftlichen Positionen und Möglichkeiten der politischen Einflussnahme eingeschränkt [...] sind« (Liebsch 2008: 161f.).

In der »Kulturismus-Revisionismus-Debatte« (Görlich 1980a: 13), wie der Sozialpsychologe Bernhard Görlich die Auseinandersetzung zwischen bekannten Vertretern der Kritischen Theorie (Marcuse, Adorno, Horkheimer) und den eher sozialpsychologisch ausgerichteten Neo-Freudianer_innen (Fromm, Horney, Sullivan) nennt (vgl. Görlich 1980b: 7), wird letzteren durch erstere u.a. vorgeworfen, die Psychoanalyse als bloße

Praxis zu verflachen und ihr das theoretische und gesellschaftskritische Potential zu nehmen (vgl. Jacoby 1980 [1975]: 42ff.). Bereits Alfred Adlers Einwände gegen Freuds Ideen und Adlers Gedanken und Konzepte – die als eigene tiefenpsychologische Schule, die sogenannte Individualpsychologie, bekannt ist – hätten dazu beigetragen, dass sich »auf die Seite der Gesellschaft gegen das Individuum« gestellt worden sei (ebd.: 45). Es würde der Versuch unternommen werden, die Person wieder zu gesunden und in »Harmonie« mit der Gesellschaft zu bringen (ebd.: 49), anstatt nach den gesellschaftlichen Normen und Zwängen zu fragen, die überhaupt erst »kranke« Personen hervorbrächten. Auch in Debatten aktuelleren Datums wird sich mit dem gesellschaftskritischen Potential der freudschen Theoreme beschäftigt. Gefragt wird durch Vertreter_innen der Gender und Queer Studies bspw., ob in seiner Theorie heteronormativitätskritische Aspekte enthalten sind, die die gängige Vorstellung von Geschlechtsidentität als entweder männlich oder weiblich und daran geknüpfte Sexualitätsvorstellungen infrage stellen können (vgl. Hutfless 2016: 99f.; Heenen-Wolff 2017; Quindeau 2018). Andere Autor_innen dagegen würden in und mit der Psychoanalyse genau »die dichotome Zweigeschlechtlichkeit [...] als »natürlich«, als biologisch gegeben« auffassen (Quindeau 2018: 13). Durch eine möglichst unvoreingenommene Lektüre der Originaltexte Freuds soll vermieden werden, dass seine Theorie vorschnell aufgrund von Sekundärliteratur affirmiert oder abgelehnt wird. Die oben beschriebenen und unterschiedlichen Positionen zur freudschen Theorie dienen zur Veranschaulichung des Dissens über seine Ansätze. Es wird in dieser Arbeit davon ausgegangen, dass zwischen und außerhalb der kurz angerissenen Positionen Möglichkeiten bestehen, Freuds Konzepte anders zu lesen, deren kritisches Potential zu würdigen, dabei jedoch nicht deren (unzeitgemäße) Beschränkungen aus dem Blick zu verlieren.

In keiner der oben vorgestellten Debatten sowie den daraus resultierenden psychoanalytischen Ansätzen, steht die Vaterthematik im Mittelpunkt. Für die vorliegende Studie lassen sich jedoch feministische und vor allem queer-feministische Ansätze aus der Psychoanalyse fruchtbar machen (vgl. bspw. Rohde-Dachser 1997; Heenen-Wolff 2017; Hutfless 2017), um mit und über die freudsche Theorie hinaus die Vaterzentrierung im Fachdiskurs über »Besatzungskinder« zu befragen und im abschließenden Kapitel IV die Dezentrierung des (biologischen) Vaters anzugehen. In diesem Zuge rücken in Kapitel IV 7. die aus der Fachliteratur herausgearbeiteten dominanten Aspekte zur »Vaterlosigkeit« von »Besatzungskindern« wieder in den Fokus, die in erster Linie mit der freudschen Theorie, jedoch unter Berücksichtigung weiterer psychoanalytischer Positionen einer weiteren kritischen Analyse unterzogen werden. Dabei ist zu betonen, dass in der vorliegenden Arbeit der »Vaterlosigkeitsdiskurs« über »Besatzungskinder« im Fokus steht und die freudsche Theorie als Analyseinstrument dient. Aus diesem Grund wird sich auch nicht mit jeglicher (feministischer) Kritik an

seinen Konzepten befasst, sondern diejenigen Kritiken und Erweiterungen seiner Theorie einbezogen, die für die Analyse des ›Vaterlosigkeitsdiskurses‹ sinnvoll erscheinen. Vor allem an den freudschen Schriften zur weiblichen Sexualität wurde sich dermaßen abgearbeitet, dass es fast schon ›unmöglich‹ erscheint, die freudsche Theorie heute als Bezugstheorie zu verwenden, ohne den gesamten kritischen Diskurs um die Psychoanalyse Freuds zu betrachten. In der Debatte wird sich jedoch auch oft an der Person Freuds sowie einzelnen Aussagen und Texten ›gerieben‹, was den Blick auf (die Veränderungen innerhalb) seine(r) Theorie trübt (vgl. Mitchell 1976; Quindeau 2008; Rendtorff 2008, 2018). Mit der vorliegenden Arbeit sollen dagegen die Potentiale der Theorie für die Analyse des ›Vaterlosigkeitsdiskurses‹ betont und nutzbar gemacht und weniger die Mängel der Theorie hervorgehoben werden. In Kapitel IV 8. werden die Ergebnisse zusammengefasst und ein Ausblick formuliert, wie mit den Ergebnissen der vorliegenden Studie in Zukunft zur Thematik der ›Vaterlosigkeit‹ (von ›Besatzungskindern‹) weitergearbeitet werden könnte.